LANDESBIBLIOTHEK

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/1

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/2

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/3

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/4

EDUARD ZAK

LAND AN DER HAVEL

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/5

EDUARD ZAK

LAND AN DER HAVEL

*

Der bekannte Berliner Kritiker und Publizist unternimmt Streifzüge in die engere und weitere Umgebung der Hauptstadt, in das „Land an der Havel". Launig, oft mit feiner Ironie berichtet er von seinen Erlebnissen, von stillen märkischen Städtchen, vom Leben der Bauern auf den Dörfern; er weiß Interessantes über die Geschichte dieser Landschaft zu sagen und manches anzudeuten, was in die Zukunft weist. Der Zauber schilfumstandener Wasserarme gehört ebenso zum Bild dieser Landschaft wie etwa das fröhliche Treiben anläßlich eines Obstweinfestes in Werder, die ehrwürdigen Kirchen der alten Stadt Brandenburg genauso wie sein modernes Stahlwerk oder ein blanker See voll Segelboote, mit Wolken und Wind.

SACHSENVERLAG
DRESDEN

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/6

EDUARD ZAK · LAND AN DER HAVEL

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/7

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/8

EDUARD ZAK

LAND AN DER HAVEL

SACHSENVERLAG DRESDEN 1953

Umschlag- und Einbandentwurf: Erich Weber

Textillustrationen: Bernhard Nast

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

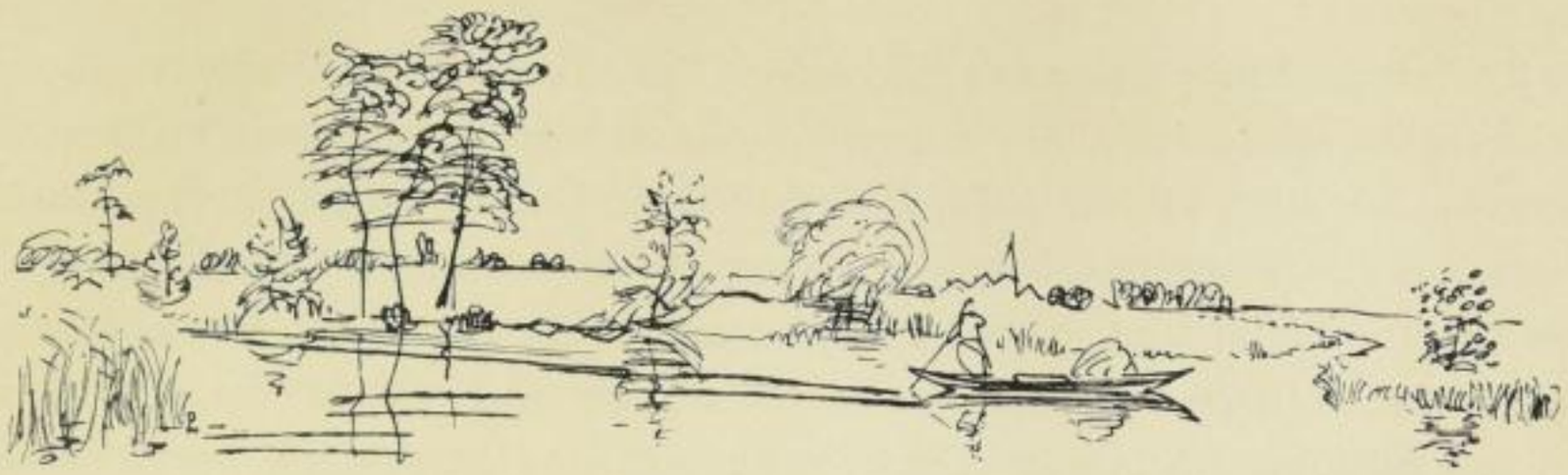
1. bis 20. Tausend

Copyright 1953 by Sachsenverlag Dresden · Lizenz-Nr. 429-345/16/53 · Alle Rechte vorbehalten · Printed in Germany · Archiv-Nr. 4015

Fotonachweis: W. Siebenbaar: Abb. Nr. 3, 4, 5, 103, 107 · Alle übrigen Fotos: H. J. und G. Krause

Gesamtherstellung: Druckhaus Einheit, Leipzig III/18/211

1954 III 35



LAND AN DER HAVEL

Ein Neunmalweiser – natürlich war es ein Zugereister – hat einmal behauptet, Berlin hätte „keine Umgebung". Er hielt die zahlreichen Seen und Wasserläufe im Osten und Westen für ebenso viele Hindernisse für die menschliche Fortbewegung; die Kiefernforste nannte er „Streichholzwälder", das Weideland im Luch „Sumpf" und die Sandhügel „Übungsgelände". Kein Wunder, denn er hielt die Märker für „Preußen" und war der Meinung, daß von ihnen, seit wir im Jahre 1945 die letzten Spuren der Junkerklasse entfernt haben, überhaupt nichts mehr zu sagen wäre. Jedermann kennt solche Neunmalweisen.

Aber es gibt auch die Antipoden einer solchen Anschauung der Mark. Sie spüren in jedem Erlenbruch den Hauch des Urwalds, in jedem Landratshaus und jedem Feldstein sehen sie Zeugnisse einer ehrwürdigen Vergangenheit. Sie halten die am wenigsten begangenen Wege für die schönsten und erwarten von uns, daß wir uns für die Großartigkeit von Urstromtälern begeistern, wo der nüchterne Blick auch nicht die Spur einer vertikalen Gliederung der Landschaft wahrnimmt. Sie sind gegen Straßen und Brücken, wenn nicht gerade Joachim der Unaussprechliche ihr Bauherr gewesen ist, und würden, fragte man sie, dafür stimmen, daß das ganze Land unter Denkmalschutz gestellt würde und das Leben abgeschafft. Denn das Leben hat immer die bedenkliche Eigenschaft, seine Umgebung nicht nur zu bevölkern, sondern auch zu verändern.

Beide Betrachter der Mark, der Neunmalweise wie der Konservator des Abgelebten, haben ein Körnchen Wahrheit gefaßt. Nur ein Körnchen. Denn beiden fehlt ein und dasselbe: der Sinn für die Wirklichkeit. —

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/11

Die literarische Entdeckung der märkischen Landschaft ist das Verdienst Theodor Fontanes, der mit seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ seinen Zeitgenossen den Blick für die stille Schönheit ihrer Heimat aufgeschlossen hat. Die Schwächen dieser ersten Arbeiten Fontanes, die Romantisierung der herrschenden Gesellschaftsschicht, sind später in den Romanen des reifen Dichters vollkommen aufgehoben. In ihnen erst wird eine der vorzüglichsten Tugenden des Märkers, des Berliners fruchtbar: Die realistische Gestaltung des Schicksals märkischer Menschen am Ausgang des vorigen Jahrhunderts deckt die ganze Brüchigkeit der junkerlich-kapitalistischen Ordnung auf. Sie zeigt eine Gesellschaft, deren Untergang längst fällig war.

Der Berliner hat die Umgebung seiner Stadt längst auf seine wirklichkeitsfrohe Weise entdeckt. Er liebt die märkische Landschaft innig und unsentimental, er nennt sie schlicht „das Grüne“. Das Grüne ist ein Element seines Lebens, es ist ihm ebenso unentbehrlich wie das viele Wasser der Spree, in deren Mündungsgebiet er seine Stadt ausgebreitet hat. Das Wasser, zu Seen erweitert oder in Kanäle gezwängt, mit seinem fast unmerklichen Gefälle von Ost nach West, nach allen Richtungen weithin befahrbar mit Dampfer, Segel- oder Paddelboot, ist für viele der Weg ins „Grüne“, in die Landschaft.

Freilich, wen lockt es nicht, auf seinem Boot einen halben Tag in einer schilfumstandenen Bucht zu verträumen? Hier in der Stille erscheint der Sommertag voll von Geheimnis. Es ist die Grenze, wo das Röhricht, von heißer Luft flimmernd und von blaugrünen und goldbraunen Libellen durchblitzt, mit der Region der Seerosen, des Laichkrauts und des Wasserknöterichs zusammenstößt. Der Botaniker nennt diese Zone der Verlandungsflora die „Schwimmblattgesellschaft“. Während wir auf das Surren der Insekten und auf das Glucksen der Blasen lauschen, die aus dem Faulschlamm des Sees aufsteigen, wächst das Land aus dem Wasser, wir erleben einen Vorgang der erdgeschichtlichen Gegenwart unserer Heimat. Aus dem Vergehen und Werden unzähliger Generationen von Wasserpflanzen, der Verlandung alter Seen, sind große Gebiete unseres Landes, das uns nährt, noch in geschichtlicher Zeit gewachsen. Überall hat der Mensch, sobald es soweit war, daß im Sommer der Wasserspiegel über dem Moor verschwand, durch Roden der Erlen, der ersten Bäume im wäßrigen Erdreich, und durch Ziehen von tiefen Gräben das Land kultiviert.

Ich hatte mir vorgenommen, hinter „das Grüne“, mit dem sich der Berliner gern begnügt, vorzudringen und in das Land, das die Havel in ihren Bogen einschließt,

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/12

ein paar Wanderungen und Fahrten zu machen. Dort liegt das in wahrem Sinne „flache Land“, das der Hauptstadt nicht nur Nahrung gibt, sondern auch seit Jahrhunderten seine besten Kräfte, bedeutende Menschen, an sie abgegeben hat. Der Komponist Zelter, der Altersfreund Goethes, kam aus der Grelle am Glindowsee; der Dichter Theodor Fontane, der die Mark für das vorige Jahrhundert literarisch entdeckt hat, und der Baumeister und Maler Karl Friedrich Schinkel, der mit seinen Bauten, dem Schauspielhaus und dem Alten Museum, das Bild unserer Hauptstadt maßgebend gestaltete, stammen aus Neuruppin.

In diesem Land, das die Havel, die Richtung ihres Laufs umkehrend, rechts liegenläßt, finden sich Städte, die seit tausend Jahren ihren Namen tragen, und Ortschaften, die erst vor zweihundert Jahren entstanden sind. Aber es umfaßt auch Siedlungen, die erst heute entstanden sind und noch entstehen, seit das Volk das Land, das es schuf, wieder in seine Hände genommen hat. Das Bild der Landschaft, die von der so umständlich und unentschieden fließenden Havel umschlossen wird, ist nicht von den häufigen Höhenzügen, Horsten und Landdünen geprägt, sondern von den weiten Wiesen der Ebene. Wenn wir an das Havelland denken, stellen wir uns das graugrüne, von Gräben durchschnittene, von Weidenreihen und Erlenbrüchen aufgegliederte Luch vor, die Landschaft, die Menschen dem Wasser abgerungen haben. Trotz aller Spuren menschlicher Tätigkeit setzt sich hier allenthalben, besonders im Frühling, wenn das Wasser hoch steht, die ursprüngliche Natur durch und bestimmt die Grundstimmung der Landschaft. Die Natur ist nicht beseitigt, sondern nur gezähmt, umgänglich gemacht.

Es lohnt sich, wenn man sich mit dem „Grünen“ der Ufer und des Mischwalds, der den Horizont begrenzt, nicht zufriedengibt. Dahinter wohnen Menschen, die dabei sind, aus Opfern der Verhältnisse zu Herren der Verhältnisse zu werden. Sie stehen in dem harten Kampf, der die Folgen einer jahrhundertealten Unterdrückung und Vernachlässigung überwinden wird. Mit ihrer Arbeit nehmen sie teil an unserer Arbeit, am Aufbau eines neuen, besseren Lebens. Dafür brauchen sie nicht allein Maschinen-und-Traktoren-Stationen; die jungen Produktionsgenossenschaften, die jungen Räte der Gemeinden brauchen auch die Teilnahme, ja die Aufmerksamkeit ihrer Nachbarn, der Berliner.

Ich gestehe: ich bin der Spur der Menschen und ihrer Tätigkeit mit größerem Eifer nachgegangen als selten gewordenen Vogel- und Pflanzenarten in unseren Wäldern und Mooren. Gewiß verdienen auch sie Aufmerksamkeit und Schutz, und aus

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/13

ihrem Vorkommen lassen sich wichtige Schlüsse auf die Entstehung und Veränderung unserer Landschaft ziehen. Gewiß gehört zum Bilde der Heimat auch das Erlebnis, etwa im gänzlich verwilderten Schloßpark von Oranienburg im zeitigen Frühjahr, wenn das junge Gehölz noch unbelaubt dasteht, den lockeren Boden mit einem lila-roten Teppich von Lärchenspornblüten bedeckt zu sehen. Zu dem Bild gehört aber vor allem das Gespräch mit einem Bauern oder die Kenntnis von der Herkunft eines Bauwerks, das dir aufgefallen ist. Das Bild wächst aus der Erinnerung an Begegnungen zusammen. Diese Begegnungen mit der Heimat zu suchen, zu Streif-zügen in unser karges und doch reiches Land, soll unser Buch anregen.

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/14

VON FERCH BIS WERDER

„Ich könnte mir was Schöneres vorstellen!“ sagte der Arbeiter, als er mich auf seinem Fahrrad einholte. Ich hatte ihn nach einer Wanderung, die mich auf Waldwegen am Ostufer des Schwielowsees von Ferch nach dem Dorf Petzow führte, angeredet, um ihn nach dem richtigen Weg nach Werder zu fragen. Von diesem Augenblick an tat ich ihm leid. Vielleicht merkte er mir die Wirkung der vergangenen Stunden an: in Ferch, wohin ich, ohne es recht zu wollen, von Potsdam mit dem Dampfer gekommen war, hatte ich mich wie am Ende der Welt gefühlt.

Nicht daß es da, mitten im August, so einsam gewesen wäre. Es gab zwei oder drei Familien, die nicht beim „Haus am See“ den Dampfer verlassen hatten, um dort zu Mittag zu essen; sie waren bis ans Ende des Schwielow mitgefahren, um da irgendwo in einer Bucht zu baden. In der Rinne, die als Weg in das Dorf hinaufführt, war mir eine Schar barfüßiger und sonnengebräunter junger Mädchen, wohlbehütet von zwei glücklicherweise weniger leicht geschürzten Damen, begegnet. In dem Wirtshaus, dessen Gastgarten nicht Aussicht auf den blauen Schwielow, sondern auf eine zweite, von Fuhrwerken ausgefahrene Sandrinne bietet, hatte man von mir nicht Notiz genommen. Man hatte vollauf damit zu tun, den Saal zu säubern und das Mittagbrot zu kochen, bevor die etwa vierzig Kinder, alle in dünnbeinigem Alter, zurückkamen. Sie hatten hier ihr Ferienlager.

Der stattliche Bau, der die Südspitze des Sees beherrscht und in dem ein Restaurant zu vermuten gewesen war, hatte sich durch Inschriften als zentrale Schule für die Arbeit in den Maschinen-und-Traktoren-Stationen erwiesen. Es war erfreulich, sich vorzustellen, daß von diesem stillen Winkel, wo nur Wasser und Wald zu sehen

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/15

sind, Kräfte ausgehen, die die Landwirtschaft eines weiten Gebietes revolutionieren und auf eine höhere Stufe der Produktion heben werden. Aus dieser Schule gehen Menschen hervor, auf die unser Land wartet. Fachkräfte, die die Errungenschaften der Agrarwissenschaft in die Dörfer bringen, werden den Bauern die Arbeit leichter und das Leben schöner machen und damit helfen, den Niveauunterschied zwischen Stadt und Land allmählich zu verringern.

Leider blieb der Wanderer auf den Flug seiner Phantasie angewiesen. Seine Neugier auf Begegnung mit Lehrern und Schülern scheiterte an der Ungunst der Jahres- und Tageszeit; eine Frau, die auf dem Hof die Enten fütterte, konnte mir nur sagen, daß „keiner da" war.

Aber nicht nur deshalb war ich gern von Ferch fortgegangen. Ein Mensch, der ausgezogen ist, in die Ferne, und sei es auch nur in die bescheidenste, zu schweifen, fühlt sich betrogen, wenn er an eine Stelle kommt, an der ihm nichts bleibt, als auf den Weg, den er gekommen ist, zurückzuschauen, sei dieser Weg auch ein vorbildlich blauer, von grün bewaldeten Hügeln umschlossener See.

Der Schwielow, sonst das Ausflugsziel begeisterter Segler und Paddler, möge einem Einzelgänger verzeihen, der in Potsdam auf den falschen Dampfer gestiegen ist: dieser See ist ein Sack, den die Havel mit ihrem Wasser freigebig ausgefüllt hat, bevor sie („erst in der Nacheiszeit, als das Gebiet der Kemnitzer Heide sich erhöht und mit mächtigen Dünensandaufschüttungen bedeckt hatte",) gewahr wurde, daß es nach Südwesten nicht weitergeht. Ferch, wo sich Theodor Fontane, weil die Erinnerung an Friedrich Wilhelms IV. Lieblingsplätzchen und Teestunden nicht ausreichte, etwas über die Wilderer erzählen ließ, die noch zu seiner Zeit die großen, von Süden und Osten an den See herantretenden Forste als ihr Revier betrachtet hatten, – dieses Ferch liegt an dem Zipfel dieses Sackes, über einer besonders grünen Wiese, die man überqueren muß, will man das Ostufer des Sees erreichen.

Drüben beginnt, wenn man sich, immer in der Nähe des Schwielowufers bleibend, nach Mittelbusch wendet, ein lohnend abwechslungsreiches Stück Weges: Eichenhaine, kleine Siedlungen, deren Häuschen wie gebettet in Blumen liegen, Mischwald, Obstgärten.

Neue Leiden rührten wiederum nur von der Neugierde her. Eine aus der Jugend mitgebrachte Vorliebe für Ziegelbrennereien veranlaßte den Wanderer, bei Löcknitz, statt auf die verlockenden Anhöhen über der „Bullenwiese" zu steigen, vom Wege abzubiegen. Ich fand nur Trümmer und zwischen ihnen Notbehausungen,

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id494643609/16

deren Herkunft ich von einem alten Mann erfragen wollte. Mit diesem Alten entwickelte sich ein so unfruchtbares Gespräch, daß ich nicht nur nichts über eine zerstörte Ziegelei erfuhr, sondern in der Folge überhaupt keine derartige Anlage mehr zu Gesicht bekommen sollte, obgleich ich mich nahe an der „Grelle“ und im Gebiet von Glindow befand, aus dessen Lehmboden ein beträchtlicher Teil Berlins aufgebaut ist. Als ich mich von dem Greis verabschiedete, hatte ich ein von ihm selbst verfaßtes Gedicht angehört, des Inhalts, daß „die alten Zeiten wiederkämen“ und daß ihm Herr von Kähne, Fontaneschen Angedenkens Ritterguts- und Ziegeleibesitzer zu Petzow, jede Weihnachten dreißig Mark geschenkt hätte, so ein guter Herr war das. Junker? Ach was! Die Quitzows und Rochows, das waren Junker, nicht diese Herrschaften, die das Gutshaus und den Park in Petzow angelegt haben. Bitte, nur über den Waldweg ... Mein Hinweis auf die Ruinen, das Ergebnis jener alten Zeiten, fruchtete bei dem vom Leben enttäuschten Manne nicht. Seine Sinne waren stumpf geworden und seine Gedanken zurückgewandt, seiner Jugend zu, einer erbärmlichen Jugend, der der Empfang eines Almosens als lichtester Punkt erscheinen mußte. Um der neuen Zeit in den Augen des Alten nicht noch mehr Abbruch zu tun, nahm ich, an den Ruinen vorbei, den einförmig düsteren, endlos langen Waldweg, der mich endlich doch wieder auf die Chaussee brachte.

Diese begann merkwürdig zu werden: rechts von ihr läuft ein Zaun, der von Toreinfahrten unterbrochen ist, elenden Attrappen, aus Tonscherben und Dreck zusammengepappt, die die Vorstellung von mittelalterlichen Burgtoren mit Wehrtürmen, Zinnen und Luginsland erwecken sollen. Das waren die Zeugnisse der Phantasie eines Ziegelbarons. Durch diese Einfahrten kann man in den von Lenné entworfenen Park sehen. Die Schilderung muß man bei Fontane nachlesen. Ich konnte ihn, da eine stattliche Anzahl von Tafeln den Eintritt verbietet, nicht besichtigen. Diese Tafeln stammen nicht etwa noch von jenem „guten Herrn von Kähne“ oder dessen Sohn, der, wie die Geschichte weiß, auf Leute, die sich vom Wasser her seinen geheiligten Bezirken näherten, mit der Flinte schoß. Die humanere, wenn auch nicht weniger kategorische Form, den Park, der allen gehören sollte, unzugänglich zu machen, ist neueren Datums. Den Werktätigen, oder den Kindern, die im ehemaligen Herrenhaus untergebracht werden, soll Ruhe gesichert werden. Aber, könnte man fragen, geht das nicht anders?

Auch um nur noch einmal den See zu erblicken, muß man zu Petzow verbotene Pfade wandeln. So stieß ich unvermutet, das steile Ufer heraufkommend, auf das

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/17

Haus, das gerade im Umbau war, und mußte mich, um den Bezirk zu verlassen, durch eine Hecke zwängen. Nicht weit von dort, als ich, um einen Menschen zu finden, eben einen Hof betreten wollte und die lärmende Aufmerksamkeit eines Hundes erregt hatte, fragte ich den Mann, der mich etwas später auf dem Fahrrad einholte, nach dem Weg.

Der Hund war mir mit Mißtrauen begegnet, der Mann mit Teilnahme. Denn der Weg über die Sandhügel, die den Glindowsee von der Havel trennen, war steil und, zwischen den Gärten mit den niedrigen Obstbäumen, unbarmherzig schattenlos.

„Ich könnte mir etwas Schöneres vorstellen!“ Er meinte, etwas Schöneres, als in der Hitze zu Fuß durch diese Landschaft zu streichen, und glaubte mir, mit einigem Recht, nicht ganz, daß ich es zu meinem Vergnügen tat. Das Wandern ist aus der Mode gekommen: man fährt Rad, man fährt in Ruder- oder Motorbooten. So fällt in dieser fluß- und kanalreichen Gegend, die überdies genug ebene Wege hat, der Fußgänger auf, wenn er weder ein Werkzeug über der Schulter noch einen Korb in der Hand hat, noch eine Fuhre leerer oder mit Obst gefüllter Spankörbe vor sich herschiebt. Auch daß ich nach Werder gehen wollte, konnte dem Radfahrer nicht gefallen.

„Das ist keine Stadt“, sagte er. „Und wenn man da, als Fremder, auch noch Familie hätte, dann wäre es ganz und gar nicht auszuhalten. Sonntags oder nach Feierabend Schaufenster ansehen? Ausgeschlossen! Nichts als Rolläden, die dicht sind.“ Da wäre es in seiner Heimat doch anders gewesen.

„Werder ist keine Stadt“, so anmutig, vielleicht anmutiger als irgendein anderes Landschaftsbild in unserem Gebiet, es sich ausnimmt. Anmut ist ja sonst nicht ein Begriff, den man in Betrachtung der Mark häufig brauchen könnte. Das Land kommt sonst recht gut ohne sie aus.

Auf der Höhe eines der dünenartigen Hügel, die dank einem von alters her bewährten Gewerbefleiß das weitberühmte und geschätzte Obst hervorbringen, blieb ich stehen. Unter mir breitete sich das geräumige, in allen Tönen von Grün und Blau glitzernde Flußland aus. In ihm ist die Werderinsel mit den bräunlichrot leuchtenden Dächern und vielspitzigen Türmen wie der Edelstein in einem Geschmeide eingebettet. Die Wasserläufe, die verschlungenen Ufer, Weideplätze, Baumgruppen und noch der Wald im Hintergrund, der zum Potsdamer Wildpark gehört, sind wie die kostbare Fassung, deren Linien und Einzelteile nur den Blick auf den Mittelpunkt hinführen sollen, auf die Werderinsel.

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/18

„Werder ist keine Stadt." Wenn man bald hinter dem schmalen und kurzen Wasserlauf, der den Glindowsee mit dem Fluß verbindet, die Chaussee verläßt, biegt man in eine nicht allzu breite, gepflasterte Straße ein. Mit ihren ebenerdigen Häuschen zu beiden Seiten beginnt Werder. Soweit das Städtchen sich auf dem Festlande ausgebreitet hat, ist es an zwei oder drei der langen Straßen zwischen den Gärten aufgereiht. Eine von diesen Straßen, vielleicht die jüngste, führt auf die Höhen hinauf, und man wohnt dort über den steil abfallenden Obstgärten, mit dem Blick in die auch ohne Baumblüte so rühmenswerte Landschaft. Aber die alten, niedrigen Häuschen unten haben drei, höchstens vier Fenster nach der Straße, zwischen ihnen ist wenig Platz. Jedes hat ein winziges Vorgärtchen, das von zwei oder drei Hortensienbüschen schon ganz ausgefüllt ist.

Man sieht oder hört kaum einen Menschen, bis man nach anderthalb Kilometer Marsch an die erste Straßenkreuzung kommt, um die sich einige Läden, das Postamt und zwei oder drei andere öffentliche Gebäude stellen; ein Zentrum, das der Fremde nicht anerkennen möchte, weil er sich als Lohn für seinen Marsch wunder was von der Insel verspricht. Er überschreitet die Brücke, unter der es im Sommer nicht viel Wasser gibt, und während er durch schmale Gassen und über kleine Plätze zum höchsten Punkt der Insel hinaufsteigt, wächst seine Enttäuschung. Zu Unrecht. Was hat er sich vorgestellt? Er hätte überall nachlesen können, daß Werder ein Fischerdorf gewesen ist, daß sich seine Einwohner seit dem 17. Jahrhundert vom Obstbau nähren, dessen Produkte früher mit „Schuten", dann mit dem Dampfer auf der Havel verfrachtet wurden und jetzt auf der Eisenbahn und auf Lastautos nach Berlin gebracht werden. Es waren immer Familienbetriebe gewesen, deren Gedeihen in der Hauptsache vom Arbeitsfleiß der Mitglieder abhing und die ein mäßiges Auskommen für viele einbrachten. Die Geschichte hat sich um den Inselflecken wenig gekümmert. Es entstand kein patrizisches Bürgertum, das Ursache gehabt hätte, durch Wohn- oder Rathausbauten zu repräsentieren, noch hatte die Stadt etwas zu verteidigen; selbst der Dreißigjährige Krieg soll sie verschont haben. So ist auf dieser nur auf das Praktische eingerichteten Insel zwischen den Häuschen, die weder alt noch neu, weder schmuck noch schäbig sind, kein Denkmal irgendwelcher Größe oder auch irgendwelcher Gefahr übriggeblieben; und selbst die vielspitzige Kirche, die dem Wanderer von fern so ehrwürdig erschien, erweist sich in der Nähe als ein recht nüchterner Bau, an dem so wenig von der Tradition des Gemeinwesens Werder zu hängen scheint wie an einem modernen Hotelbau.

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/19

„Wo wollen Sie nur die Leute für Ihren riesigen Tanzsaal hernehmen?“ fragte ich den Wirt des von der HO betriebenen Hotels. Und setzte mit der dem Fremdling erlaubten Dummheit hinzu: „Dieses Werder ist ja wie ausgestorben; ich bin während einer Stunde auf der Insel gerade zwei alten Frauen und drei kleinen Kindern begegnet.“ Wie erwartet, bekam ich zu hören, daß die Leute in ihren Gärten bei der Arbeit seien. „Jeden Abend ist was bei uns los“, sagte der Wirt. „Sie werden ja sehen!“

Die Menschen sind hier – wie übrigens in allen kleinen Städten der Mark – sehr tanzfreudig. Und der Tanzsaal, mit gemalten Palmen und exotischen „Szenen“ an den Pfeilern, ist wirklich nicht nur für die Berliner da, die in jedem Frühling in unberechenbaren Mengen kommen, „um sich die Baumblüte anzusehen“. Und es ist nicht nur die Jugend, die untertags in den Obstgärten arbeitet, die abends sauber gewaschen und braungebrannt, meist nur für eine kurze Stunde, auf den Tanzboden kommt. Denn Werder hat auch Industriearbeiter. Nur weil die modernen Industriebetriebe den ländlichen Charakter des Städtchens noch unberührt gelassen haben, denkt der Fremde leicht, in Werder könne sich alles nur um Obst und Obstwein drehen.

Die Geschichte der Werderschen Obstkultur, der Obstbauern in den kleinen Häuschen, ist noch nicht geschrieben. Daß so viele kleine Produzenten, abhängig von der Gunst des Wetters und angewiesen auf schnellen Absatz ihrer Waren, die Hochblüte des Kapitalismus überstehen konnten, ohne von einer „Werderschen Gartenbaubetriebs-AG“ oder etwas Ähnlichem aufgesogen zu werden, muß seinen Grund darin haben, daß sie sich aller Art von Wucherern, der Aufkäufer und Transportunternehmer, für die sie doch ein klassisches Objekt abgegeben hätten, mit Erfolg erwehrten. Sie, die als nüchtern denkend einst in Verruf standen, haben frühzeitig an genossenschaftlichen Zusammenschluß gedacht. Es gelang mir nicht, zu ergründen, ob sich die Obstweinkeltereien der Insel aus den Hauspressen der Bauern selbst entwickelt haben. Jedenfalls ist die Bedeutung der Obstweinbereitung noch jung. Denn im vergangenen Jahrhundert kannte man in Berlin nur Werdersche Kirschen und, sonderbarerweise, Werdersches Bier.

Die bemerkenswert vielen Gasthöfe, die es auf der Insel gibt, kann man sich kaum anders erklären, als daß phantasiebegabte Unternehmer sich vorstellten, man könnte aus einem Ausflugsort einen Wallfahrtsort machen. Oder sollte es unter den Werderpilgern so viele geben, die ihre Transportfähigkeit so gründlich einbüßen, daß es sich lohnt, ein Geschäft darauf zu gründen, zum Beispiel ein „Hotel Stadt Wien“?

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/20

Was hat Werder an der Havel mit der Donaustadt Wien gemein? Offenbar nur so viel, daß Werder für die Berliner das ist, was Grinzing für die Wiener ist: ein lieblich-ländlicher, feuchtfröhlicher Ort, an den man sich einmal im ganzen Jahre erinnert – genau dann, wenn an der Laube oder im Hinterhof der Kirschbaum zu blühen beginnt.

Den Menschen, die in großen Städten wohnen, wo die Arbeit unberührt vom Wechsel der Jahreszeiten vor sich geht, scheint es ein Bedürfnis zu sein, einmal im Frühling den Lauf ihrer Tage zu unterbrechen und die Vernunft, der die Berliner sonst gern die Herrschaft auch über ihre Freizeit lassen, gänzlich abzutun. Eines Sonnabendmittags oder Sonntagmorgens erklärt der Berliner den Nächststehenden: „So, und nun fahren wir nach Werder, zur Baumblüte!“ Und die Nächststehenden, seien es Kollegen oder Familienangehörige, fahren selbstverständlich mit. Denn die Baumblüte ist eben jetzt, und in acht Tagen schon minder, und in vierzehn wäre sie vorbei. Diese Baumblüte in Werder und der weiteren sandigen Umgebung ist so bekannt herrlich, daß es eigentlich genügt, auf dem Wege von Dampfer oder Bahnhof zur Schenke einigemal vernehmlich durch die Nase einzuatmen. Erst gilt es, einen Tisch zu erobern. Hat man ihn, so ergibt sich für den Rest des Tages alles von selbst. Sogar die Weinsorte wird meist, wenn ein Kenner nicht vielleicht auf dem goldgelben Stachelbeerwein besteht, davon abhängig sein, was der überbeschäftigte Kellner zuerst anbringt. Alsbald schwört jeder, daß er bei dem Kirschwein, Johannisbeer- oder Erdbeerwein, den er vor sich hat, „bleibt“. Man schwört das möglichst laut und wiederholt. Dazwischen wird gelacht und gesungen. Gleichgültig worüber, gleichgültig was. Wenn man sicher ist, Verstärkung zu haben, kann man auch gegen die Blasmusik ansingen, zum Beispiel: „Schön ist die Liebe im Hafen . . .“ gegen „Berliner Luft, Luft, Luft . . .“, was sich sehr schön macht und die Geselligkeit ungemein fördert.

Denken Sie, der Sie niemals in Werder waren, ja nicht, daß es sich hier um wüste Gebräuche handelt! Denken Sie nicht einmal, daß der Obstwein, der Männlein und Weiblein, den Jungen und den Alten gleich gut schmeckt, die Hauptsache wäre. Den könnte man auch ohne „Baumblüte“ still für sich allein trinken. Die Hauptsache ist, daß Berliner, die sonst auch sonntags lieber einen Spaten in die Hand nehmen als den Daumen drehen, Freude daran haben, mit jedem anderen Berliner zusammen recht von Herzen unnütz zu sein. Und darum sind sie bei der Baumblüte laut wie die Teufel und friedfertig wie die Engel.

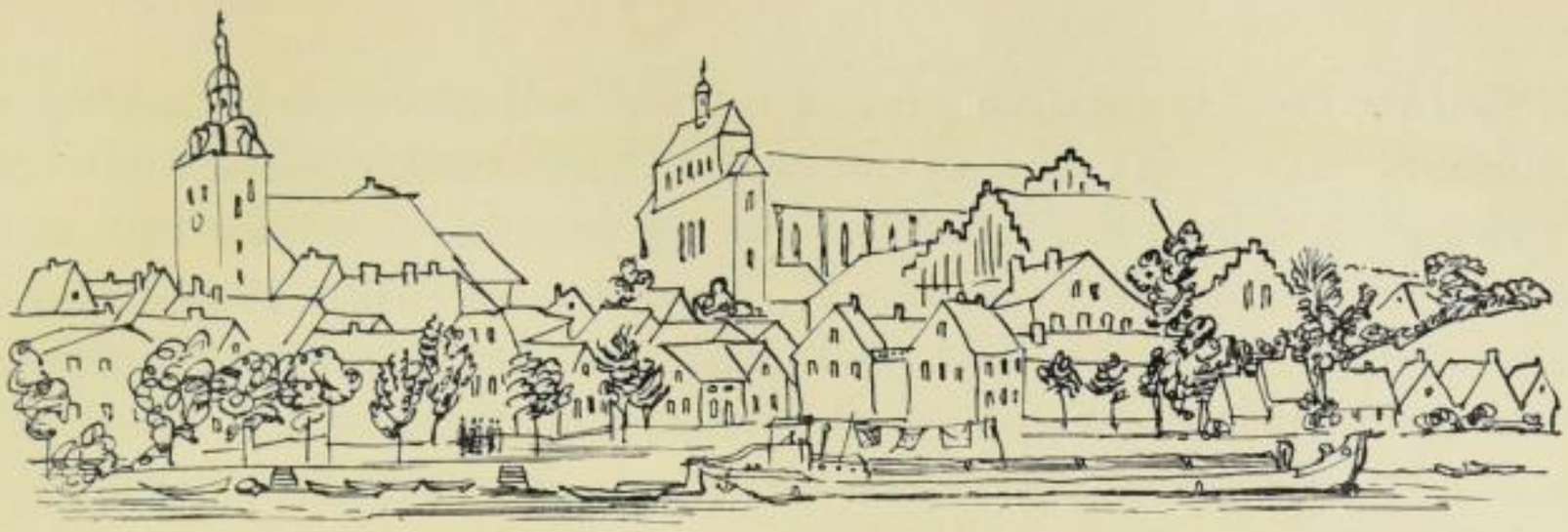
SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/21

Und so weich in den Knien, daß es abermals zum Lachen ist, wenn es mit Gebrüll nach der letzten Fahrgelegenheit geht.

Steigen Sie niemals an einem solchen verlängerten Abend der Werderschen Baumblüte nüchtern in einen S-Bahn-Zug, der aus Potsdam kommt. Nur wenn Sie sich als ein von süßem Wein Überwältigter schlafend stellen, werden Sie der Verachtung entgehen, die jeden nicht in die Werderschen Mysterien der Verbrüderung Eingeweihten trifft. Da Flaschen transportabel sind, hat sich die Frühlingsfeier im Wagen fortgesetzt, mit Zutrinken, harmlosen Witzen und Gesang aus voller Kehle. Aber auch das junge Paar – vielleicht hat es wirklich mehr vom Duft der Kirschblüten als vom Kirschwein genossen? –, das Hand in Hand und Schulter an Schulter eingeschlafen ist, gehört zu den Eingeweihten des Frühlingsfestes, die heute alle freundliche Augen haben.

Zum Jahr in Berlin gehört der Tag bei der Baumblüte in Werder. Das erleichtert es, sich mit den Unbekannten zu verstehen, mit denen man nüchtern und selten wohlgelaunt täglich zwischen 6 und 8 Uhr in der S-Bahn zusammengedrängt steht. Es gelingt leichter, ein bissiges Scherzwort, das dich trifft, so aufzunehmen, wie es gemeint ist. Um die Berliner richtig zu verstehen, mußt du in Werder mit ihnen gesungen haben bei dem Fest, das sie „die Baumblüte“ nennen.

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/22



HAVELBERG

„Und Ihnen sage ich, fahren Sie doch besser nach Rathenow, das sage ich Ihnen als Mann von Erfahrung. Wenn Sie was sehen wollen – was wollen Sie dann in Havelberg?“ So sagte der Mann im Eisenbahnzug, den ich unvorsichtigerweise gefragt hatte, ob er wisse, wo man in Havelberg gut logieren könne. Sein Schwadronieren über Perleberg, wo er Verwandte oder Geschäfte oder beides zu haben vorgab, hatte mich verleitet. „Rathenow liegt doch gar nicht an dieser Strecke“, entgegnete ich dem Mann. Er hatte eine karierte Jacke an und schien es für schick zu halten, während des Redens unablässig die Spitzen seiner tadellosen Schuhe oder die seiner ebenso tadellosen Fingernägel zu mustern.

„Wie können Sie so etwas sagen?“ Er spreizte die Finger seiner Rechten fast in Augenhöhe und hielt in Betrachtung ihrer Untadeligkeit den Kopf schief. „Sie brauchen nur in Neustadt umzusteigen – eine Kleinigkeit – wenn ich Ihnen sage, daß ich einen Herrn aus Rathenow kenne, er hat ein Eisenwarengeschäft mitten in der Stadt – nein, ausgebombt ist er nicht, hatte alles verlagert, Sie verstehen schon, ein glänzendes Geschäft, aber wer möchte sich denn ein Auto kaufen, heute, in diesen Zeiten, als Geschäftsmann, – Köppchen! müssen Sie wissen, – nicht bei uns hier. Wenn der nach Berlin fährt: Nein, sagt er, über Staaken? Über Falkensee fahr' ich nach Berlin hinein! Kontrollpunkt ist Kontrollpunkt, meinen Sie? Wenn er aber doch in Falkensee einen Bekannten sitzen hat, der Bescheid weiß? Na also! – Jeder muß eben sehen, wie er durchkommt heutzutage, und ich sage Ihnen das nur, damit Sie wissen, daß Sie in Neustadt umsteigen können, wenn Sie nach Rathenow wollen.“

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/23

Der Karierte hatte es fertiggebracht, mich etwas beklommen zu machen. Er war anscheinend davon überzeugt, in mir einen Metallwareninteressenten aus Charlottenburg vor sich zu haben. „Ich möchte aber wirklich nicht nach Rathenow!“ kam es mir fast flehentlich vom Munde. – „Ach so! Also dann: wie Sie wollen!“ Zum erstenmal löste sich sein Blick von den tadellosen Gliedmaßen und streifte mich. Er war sichtlich enttäuscht über so viel Dummheit auf meiner Seite.

Ich aber vertiefte mich von nun an, unbeirrbar aus dem Wagenfenster starrend, in meine Erinnerung an Rathenow, an das Quarantänelager für Rückwanderer, 1946. Da war allerdings keine Gelegenheit gewesen, den verlagerten und daher immer noch florierenden Eisenwarenhändler kennenzulernen. Wohl aber konnte ich während des kurzen Stadturlaubs, den ich unter dem Vorwand, zum Friseur zu müssen, erwirkt hatte, wahrnehmen, wie verwüstet diese durch ihre optische Industrie und ihre Ziegel weitbekannte Havelstadt war. Die Insel an der Schleuse, auf der wir vierzehn Tage Zwangsaufenthalt hatten, vermittelte mir nur die Bekanntschaft – nicht mit Läusen oder Flöhen, wie wir gefürchtet hatten, sondern mit dem scheußlichsten Wasserungeziefer, das, vor Jahrzehnten aus Amerika eingeschleppt, unsere Binnengewässer verseucht. Die Wollhandkrabbe hatte gerade, es war im Juni, ihre Aufmarschzeit. Zu Wasser und zu Lande – das hohe Wehr hielt den Zug der Fischräuber nicht auf – ging sie zu Hunderttausenden die hier ausnahmsweise schneller fließende Havel aufwärts, und zwar nach Krabbenart in seitlicher Bewegung, als hätte sich dieses Geschlecht verschworen, die liebe Natur, die ihnen wie allen ihren Geschöpfen ein Vorder- und ein Hinterstück gegeben hat, zu verspotten. Da diese Tiere die einzige Attraktion auf der Insel waren, bestritten mehr oder minder phantastische Pläne zu ihrer massenweisen Vernichtung und Ausnutzung als Düngemittel oder Hühnerfutter den Gesprächsstoff unserer Tage; und wer sich aus Langeweile allzutief in ihren Anblick versenkt hatte, bekam es auch nachts in seinen Träumen mit den zehnbeinigen Ungetümen zu tun.

Ich hatte beschlossen, es mit dieser recht subjektiven Erinnerung an Rathenow genug sein zu lassen. Wenn man als Ausflügler etwas von der Welt sehen will, darf man sich davon leiten lassen, der eigenen Nase nachzugehen; es wäre sonst kein Ausflug, sondern eine Studienreise. Doch auch Ausflüge bereitet man ein wenig vor, und wenn man eine Stadt besuchen will, ist es ratsam, sich vorher ein wenig über ihre Geschichte, ja auch über ihre sogenannten Sehenswürdigkeiten zu unterrichten. Denn an Ort und Stelle findet man nicht gleich die wenigen Käuze, die

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/24

– oft auch nur auf äußerst umständliche Weise – Bescheid über ihren Heimatort geben können; die meisten wissen über solche Dinge überall eher Bescheid als bei sich zu Hause. Denn „zu Hause arbeitet und lebt man, aber man besichtigt nicht", erklärte mir einmal ein Mann und hielt diese Einstellung für klug und fortschrittlich. Die Chronisten haben verzeichnet, daß es dort, wo sich heute der Bahnhof Havelberg befindet, eine königliche Schiffswerft gab, die bedeutend genug war, im Jahre 1716 vom Zaren Peter, der in Westeuropa die Quellen des bürgerlichen Wohlstandes studierte, besucht zu werden. Diese Quellen waren in Havelberg zu Beginn des 18. Jahrhunderts fast noch ausschließlich der Handel und die Schiffahrt. Die Stadt war, wie viele andere in der Mark, schon früh in ihrer Entwicklung gehemmt worden. Die Politik der Landesfürsten, die sich in Brandenburg von Anfang an auf den Landadel stützte, beeinträchtigte weit empfindlicher als eine ungünstige geographische Lage den wirtschaftlichen Fortschritt des Bürgertums. Der Anschluß an die Hanse wurde durch Verbote verhindert. Verhindert wurde damit auch die Vergrößerung des bürgerlichen Kapitals, eine Voraussetzung für das Aufkommen bedeutender Manufakturen. Die späten landesfürstlichen Versuche, etwa mit der Schiffswerft, konnten wenig daran ändern.

So verfielen auch die ältesten Stützpunkte der deutschen Expansionspolitik im frühen Mittelalter, Brandenburg und Havelberg, wo Kaiser Otto I. im Jahre 948 die ersten ostelbischen Bistümer als Vorposten im slawischen Land errichtete, mit dem Ausgang des Mittelalters in Bedeutungslosigkeit. Havelberg blieb, als sich vom 13. Jahrhundert an in Norddeutschland viele See- und Binnenstädte der Hanse anschlossen und reichsunmittelbar wurden, auf den Kornhandel mit Böhmen beschränkt, in dem aber schon die Magdeburger Kaufleute ihre Kapitalien hatten. Es wäre in den beinahe tausend Jahren seines Bestehens ein Landstädtchen geblieben, und auch die nahe Elbe hätte es nicht vor diesem Schicksal gerettet, wenn es nicht durch die Gründung des Bistums zu einer gewissen örtlich und zeitlich beschränkten geschichtlichen Bedeutung gelangt wäre. Als kulturhistorischer Zeuge dieser Bedeutung steht noch der wuchtige Bau des Doms beherrschend über den weiten Niederungen um Elbe und Havelmündung. Zusammen mit den weiten ehemaligen Stiftsgebäuden erweckt der breite Turm, wenn man ihn auf dem Weg vom Bahnhof vor sich hat, die in unserem Lande ungewohnte Erinnerung an eine süddeutsche Burganlage; die schmalen Häuserzeilen, die sich zu Füßen des Hanges am Ufer des „Stadtgrabens" drängen, verstärken noch diesen Eindruck.

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/25

Man könnte nun auf der Insel ein Gewirr enger und unbequemer, aber für den Fremden so reizvoller mittelalterlicher Gäßchen erwarten und ist daher leicht enttäuscht, wenn man schon nach zwei Straßenkehren in der Mitte des Städtchens vor dem Rathaus steht, einem Bau ohne Geheimnis, in dem sich kurz vor meinem Besuch der „Rat des Kreises Havelberg" mit seinen Büros eingerichtet hatte. Havelberg ist Kreisstadt geworden, und den Rat der Stadt fand ich, über Gerüstleitern und Mörteltröge stolpernd, Treppen wie Hühnerleitern erklimmend, in einem von der Zeit schiefgedrückten Fachwerkhaus. Die Angestellten hockten hinter Verschlägen aus Rabitzwänden, die noch nicht ganz trocken waren, auf Aktenstößen. Die Schreibmaschinen wurden schlecht und recht auf den Knien festgehalten. Die Möbel waren noch nicht angekommen. Die Fenster, noch mit Kalk bespritzt, widersetzten sich der neuen Raumeinteilung. Sie mußten bleiben, wo der Zimmermann sie vor hundertfünfzig Jahren angebracht hatte. Da war es nun, was ich mir romantischen Sinnes gewünscht hatte! Für die Angestellten dagegen war die Versetzung hinter denkmalgeschützte Fassaden nur mit Humor zu ertragen; selbst der Referent für Volksbildung, von dem ich eine Empfehlung für den Kustos des Museums haben wollte, fand diese Art von „Rathaus" nicht recht bequem.

Es gibt aber nur noch wenige alte Häuser in Havelberg. Von allen Seiten von Wasser umgeben, ist die Stadt im Laufe ihrer Geschichte öfters dem Feuer zum Opfer gefallen. Nicht nur im Dreißigjährigen Krieg – die Dänen ließen 1627 nur drei Gebäude stehen, 1639 brandschatzten schwedische Landsknechte noch einmal ebenso gründlich –, auch in den folgenden Jahrhunderten, zuletzt im Winter 1870, gab es immer wieder Großbrände, die ganze Stadtteile in Schutt und Asche legten. Fast ebenso schwer wie die Brände mußten die Bürger die Gnade ihrer Landesherren empfinden, die sich „ihrer" Städte nur erinnerten, wenn es galt, Mann und Roß einzuquartieren oder Kriegssteuern einzutreiben. Friedrich II. allein preßte 1758 für seinen siebenjährigen Raubkrieg, der das Land aussog, 6000 Taler aus dem Städtchen.

Zehn Jahre darauf war die Regierungsmethode des Potsdamer Originals sogar für so verschüchterte und an derartige Gnadenbeweise gewöhnte Bürger, wie es die einer brandenburgischen Stadt damals waren, unerträglich. Bei einer Revolte in den Ruin getriebener Bürger ist ein Steuereintreiber des Königs das Opfer der aufgebrachten Untertanen geworden: Der Havelberger Invalide Kehl hat den Diener seines teuren Kriegsherrn erschossen.

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/26

Die gotische Pfarrkirche und der recht spärliche Rest einer Kapelle des Beginenhauses in der Nähe des Salzmarktes sind die Reste der mittelalterlichen Inselstadt, Zeugnisse eines später nicht mehr erreichten bürgerlichen Wohlstandes. Von einer industriellen Entwicklung, die manchem in Bedeutungslosigkeit versunkenen Städtchen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder zum Aufstieg verholfen hat, ist in Havelberg kaum etwas zu bemerken. Man ist da nicht rechtzeitig mit dem Mittelalter fertig geworden und hat den Anschluß verpaßt, als die Eisenbahn Berlin-Hamburg gebaut wurde und der Güterverkehr auf Havel und Elbe entsprechend zurückging. Bis 1876 hat es gedauert, daß das heutige Stadtgebiet – ein getreues Abbild des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation im kleinen – aus neun „selbständig" regierten Gemeinden (zwei Städten und sieben Dörfern) bestand; erst seit 1890 gibt es die kleine Anschlußbahn nach Glöwen und damit zur Außenwelt. Die „erheblichen Baukosten", die die Stadt zu tragen hatte, sind heute noch in Erinnerung.

Unseren Jahren erst ist es bestimmt, die fünfhundertjährige Bescheidung, das gewohnte, von manchen gar nicht als ungemütlich empfundene Fortkrebsen zu stören. Nicht daß ich schon etwas von großen Plänen und das Leben verändernden Neuerungen bemerkt hätte. Aber auch Pläne, besonders wenn verlautet, daß fortschrittliche Menschen sich für sie begeistern, können auf manche Leute beunruhigend wirken. Und da es Kreisstadt geworden war, waren Fremde angekommen, viele Fremde sollten noch kommen und bei den Bürgern untergebracht werden. Das vor allem machte bedenklich. Und wirklich waren alle Gasthöfe belegt, und man wies mich in das Haus eines ebenso ehrenwerten wie beunruhigten alten Fräuleins ein, das mich, ohne den Besen aus der Hand zu legen, zu einer schläfrigen, aber gutmütigen Schankwirtin verwies, die endlich, während sie ihr widerstrebendes Kind kämmte, erklärte: „Probieren Sie's dort drüben!" „Dort drüben" – das war eines der Häuschen, die wegen Raummangels zwischen Berg und Stadtgraben schon auf dem Fuß des Hanges stehen, während Ziegenstall und Gärtchen noch ein paar Stufen höher liegen. In diesem Häuschen legte mir die freundliche Frau eines Schlossers der Gasanstalt ein weißes Laken auf das Sofa in der guten Stube.

600 Jahre lang, von 948 bis 1548, hat es Bischöfe von Havelberg gegeben. Havelberg, wie Funde bezeugen, seit Jahrtausenden besiedelt, wurde strategisch-politischer Vorposten der deutschen Expansionsbestrebungen nach Osten. Es ist nicht vermerkt, welche Vorstellungen sich Kaiser Otto I. machte, als er den ersten Bischof Dudo mit

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/27

„der Hälfte der Burg, der Stadt und des Landes Havelberg“ ausstattete und es ihm anheimstellte, sein geistliches Regiment „bis an die Ostsee“ auszuüben. Man befand sich in besetztem Land. König Heinrich hatte 929 in der Schlacht bei Lenzen den Slawen wohl die kriegstechnische Überlegenheit eines Ritterheeres beweisen können, aber das Land östlich der Elbe war noch keineswegs eingenommen. Die Kolonialpolitik der Sachsenkaiser stützte sich auf die Uneinigkeit der slawischen Stämme untereinander und auf die Käuflichkeit ihrer Teilfürsten – eine Praxis, die heute noch die imperialistischen Großmächte mit Erfolg anwenden. Vereinigten sich die Stämme gelang es ihnen, ihre verräterischen Fürsten zu stürzen, so waren die in dem unübersichtlichen, wenig erschlossenen Land weitverstreuten „Forts“ der damaligen Zeit, die Castra oder Burgen der Eindringlinge, eine verhältnismäßig leichte Beute der um ihre Freiheit kämpfenden Völker. Bischof in einem solchen Fort zu sein, wie es Havelberg damals war, war deshalb ein wenig gemütlicher Posten. Schon fünfunddreißig Jahre nach der Gründung des Bistums machte der erste Slawenaufstand (983) der deutschen Herrlichkeit in Havelberg ein vorläufiges Ende, die Kathedralkirche, vermutlich aus Holz gebaut, wurde zerstört, und dem Bischof wurde der Garaus gemacht.

Die katholische Kirche nennt Christen, die von den Heiden erschlagen worden sind, Märtyrer, Blutzeugen, und gibt vor, daß sie „für den Glauben“ gestorben seien. Aber wir wissen, daß gerade in jener Zeit der kriegerischen Eroberung, die mit grausamen Überfällen auf die slawischen Siedlungen jenseits der Elbe begann, die kirchlichen Feudalherren, Bischöfe und Äbte, die wichtigsten Stützen des Königs gegen die Stammesherzöge gewesen sind und von ihnen als Instrumente einer rücksichtslosen Unterdrückungs- und Ausrottungspolitik gebraucht wurden, die unter dem Namen „Ausbreitung des Christentums“ lief. Wenn Markgraf Gero, der im 10. Jahrhundert die Slawen bis an die Oder hin zum ersten Male tributpflichtig machte, durch die Organisation von Massenmorden berüchtigt war, so werden die geistlichen Herren jener Zeit nicht viel sanfter gewesen sein. Der Zorn des unterdrückten Volkes wird nicht den unrechten Mann getroffen haben. Die Bischöfe waren, wenn nicht Schlimmeres, doch Beamte des Königs. Da die Kirche die Tötung der „Heiden“ guthieß und gelegentlich den Feldzug gegen die Slawen zum Kreuzzug erklärte, durfte man sich nicht wundern, wenn diese „Heiden“ im gerechten Befreiungskampf an ihren Mördern ein strenges Strafgericht vollzogen. Als oberste Verwaltung für die eroberten Gebiete wurde das Erzbistum Magdeburg von Otto I. gegründet. Ihm waren für die

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/28

Mark die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg als Streiter Gottes im Heidenland unterstellt.

Diese Bischöfe konnten erst anderthalb Jahrhunderte später wieder zurückkehren. Im ersten Drittel des 12. Jahrhunderts hatten die deutschen Feudalherren, begieriger nach Land als je, die sich verzweifelt wehrenden Slawen jenseits der Elbe, wiederum mit direkter und indirekter Hilfe ihrer eigenen Teilfürsten, bis auf geringe Reste so weit ausgerottet, daß Albrecht „der Bär" deutsche Bauern, Holländer, Friesen und Flamen herbeiführen mußte, um das verödete Land wieder zum Ertrag zu bringen. Diesen Zuzüglern wurde auf Kosten der auf die schlechtesten Böden verdrängten Slawen zunächst größere Freiheit von Abgaben und Diensten gewährt, als sie in der Gegend ihrer Herkunft genossen hatten. Der Zehnte, den auch die mitgekommenen Handwerker leisteten, vermehrte beträchtlich die Einkünfte der Kirche.

Auch der zweite Dombau war noch 1136 in den letzten Widerstandskämpfen zerstört worden. Erst der dritte Bau, 1170 geweiht, sollte Bestand haben. Von dieser dreischiffigen romanischen Basilika, dem ersten bedeutenderen Steinbau östlich der Elbe, sind wesentliche Teile in die Umbauten der späteren Jahrhunderte einbezogen und erhalten worden. Der mächtige Westturm, das einst mit Zinnen bewehrte Wahrzeichen der neuen Macht im Lande, beherrscht heute noch das äußere Bild des Doms und jede Erinnerung an Havelberg überhaupt. Während sein völlig ungegliederter Sockel wie der ganze alte Kirchenbau selbst aus Bruchstein aufgeführt und bezeichnend für den wehrhaften Charakter ist, hat man für die oberen zwei Fünftel, die stockwerkartig durch die Anordnung rundbogiger Schallöcher gegliedert sind, um 1150 ein neues Material eingeführt: den Backstein. Er sollte später für die Ansprüche der gotischen Baukunst in Norddeutschland als gefügiges und überall verhältnismäßig leicht zu gewinnendes Material eine bedeutende Rolle spielen.

Nach einem Brand erfolgte vom Jahre 1270 an der Umbau in gotischem Stil, der sich vor allem im Innenraum mit seinen schlanken Pfeilern und großzügigen Überwölbungen geltend macht. Das Merkwürdigste an diesem Innenraum und gleichzeitig der künstlerisch bedeutendste Schmuck entstand aus den Versuchen, das Haus, in dem doch, der Lehre nach, alle Menschen vor Gott gleich sind und gleichen Anspruch auf seinen Lohn haben, mit der ebenfalls „gottgewollten", das heißt für die Feudalordnung notwendigen irdischen Ungleichheit in Einklang zu bringen. Wenn auch die Bischöfe der Mark niemals reichsunmittelbare Fürsten gewesen sind und die Absichten des Markgrafen oder Kurfürsten für ihre Einsetzung immer ausschlaggebend

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/29

waren, so bildeten sie doch zusammen mit ihrem Kapitel von Domherren eine hohe Schicht in der feudalen Hierarchie. Dem Havelberger Bischof waren im 14. Jahrhundert zweiunddreißig ritterliche Vasallen untertan; die Jahreseinkünfte des Domkapitels betrugen zeitweise die für die damalige Zeit ungeheuerliche Summe von 2000 Mark Silber. So hatte die Kathedralkirche zum Unterschied von der schlichten Pfarrkirche die Funktion, Macht und Herrlichkeit der Kirche zu repräsentieren. Dafür aber war eine Distanzierung der Würdenträger auch im Gottesdienst nötig. Das älteste Zeugnis dieser Abgrenzung der Herren vom Volke sind drei Leuchter, Reste einer steinernen Chorschranke, von denen die beiden äußeren je zwei volkstümliche Figuren aus dem niederen Klerikerleben – z. B. Bruder Koch und Bruder Kellermeister – als Trägerfiguren in derb-realistischer, heiterer Darstellung aufweisen. Der zweite, endgültige Versuch, den Chor wirksam von der Laienkirche zu scheiden, ist der um 1400 entstandene Lettner, eine hohe, von Maßwerkgalerien gekrönte Ummauerung, die mit Rundfiguren unter Baldachinen und Reliefs mit Szenen aus den heiligen Geschichten reich verziert ist. Davor steht, statt des nun für die gewöhnlichen Sterblichen verschwundenen Hochaltars, ein Laienaltar. Wir können nicht sagen, daß sich derartige Lettneranlagen auf die sonst großartige Raumwirkung der gotischen Dome günstig auswirken. Der reiche Schmuck in Ornamentik und Figuren entschädigt nicht vollauf für die Einbuße.

Die bildlichen Darstellungen am Lettner sollen dem Volk die Leiden und das Elend des menschlichen Daseins vor Augen halten. Diese Szenen, so wollte mir im Widerspruch zu allen mir bekannten Beschreibungen erscheinen, bleiben trotz der gelungenen kompositorischen Einordnung in die reichen Schmuckformen, trotz der oft meisterhaften Gruppierung der Gestalten und charakteristischer Details ein Beweis dafür, wie sehr sich seit dem vorangehenden Jahrhundert, aus dem die heiteren, realistischen Leuchterträger stammten, der ideologische Kampf der Kirche gewandelt hatte. Der allgemeine Wohlstand vor allem in den Städten hatte sich im 14. Jahrhundert gehoben. Hatten die Klöster zuerst technische Kenntnisse und Methoden einer intensiveren Landwirtschaft verbreitet, so war die Kirche nun in die Lage gekommen, im Bunde mit den weltlichen Feudalherren ihre ökonomische und kulturelle Vormachtstellung als Monopol gegen das aufstrebende Bürgertum zu verteidigen. Um die geistige Vorherrschaft des Klerus zu behaupten, wurden wirksame Mittel gefunden, die Neigung politisch ohnmächtiger Volksteile zur Mystik und zur Verinnerlichung zu verstärken. Und wirklich weist die Gotik gerade in ihren höchsten

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/30

Schöpfungen deutliche Spuren von der Situation der feudalen Klasse auf, der diese Kunst diente. Die Freiheit der Herrschenden, der die Baumeister in bis dahin nie erreichter Kühnheit Ausdruck zu verleihen wußten, ging auf Kosten der Ausgebeuteten, auf die die Großartigkeit der Raumgestaltung, die wir heute unbefangen zu bewundern vermögen, überwältigend wirken mußte. Immer wieder aber wurden die Leiden und Martern dem Volk vor Augen gehalten, und ihre Darstellung, in der wir heute vor allem die von den Künstlern erreichte Vertiefung in Gesichtsausdruck und Gebärde bewundern, sollte, solange es anging, zum Gefühl der eigenen Nichtigkeit noch das der Zerknirschung hinzufügen.

Solcherlei profanen Gedanken ging ich nach, um denen der unvermeidlichen Küsterin zu entgehen, die, wie sie selbst sagte, „nicht viel wußte, aber um so tiefer ‚fühlte'." Denn ich wußte, was sie nicht wußte noch erfühlen konnte. Der Bischof Johann Wöpelitz, dem wir das Lettnerwerk verdanken und dessen Grabdenkmal im Unterchor steht, hat mit dem Wunderglauben seiner Zeit ein so großartiges Geschäft gemacht, daß das Gerücht bis zum Papst drang und sogar dort unliebsames Aufsehen erregte. Zwei Drittel der Einkünfte, die das „Wunderblut" in dem Städtchen Wilsnack eintrug, wandte der kunstsinnige Bischof seit 1396 der Verschönerung der Stiftsbauten in Havelberg zu.

Von Namen und Herkunft der Baumeister, Bildhauer und Steinmetzen, die vom 12. bis 15. Jahrhundert hier wirkten, um den Dom mit seinen ansehnlichen und weitläufigen Stiftsgebäuden zu einem stolzen Denkmal deutscher Kunst zu gestalten, von den Ziegelbrennern und Maurern, die die Kreuzgänge und den Kapitelsaal überwölbt haben, ist keine Nachricht überliefert. Die Herrlichkeit der Bischöfe und der Kapitelherren ging mit der Reformation zu Ende. Die Herrlichkeit der weltlichen Feudalherren schwand in den Revolutionstagen des 19. und 20. Jahrhunderts; das Andenken an die namenlosen Künstler aus dem Volke, an die Baumeister und Schöpfer der mittelalterlichen Kunstwerke ist heute noch, lebendiger denn je, im Herzen unseres Volkes.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts zog der Kurfürst das Stiftsvermögen ein. Der evangelische Prädikant Joachim Ellerfeld aus Pritzwalk verbrannte 1552 demonstrativ die „blutenden Hostien" von Wilsnack, die dem Volk längst ein Ärgernis waren. Havelberg, das gerade in der „Quitzow-Zeit", als die rundum ansässigen Rittergeschlechter in der faktisch herrenlosen Mark raubend und paktierend die Macht an sich reißen wollten, seine Glanzzeit gehabt hatte, wurde in den folgenden Jahr-

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/31

hunderten zu einem Landstädtchen ohne größere Bedeutung. Der rasche Übergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft brachte tiefgreifende Veränderungen in der Struktur der feudalen Gesellschaftsordnung und damit auch in den Bedürfnissen und Mitteln der Repräsentation mit sich. Erst am Ausgang des Mittelalters erwies es sich, daß die Mark Brandenburg, die Friedrich, dem Burggrafen zu Nürnberg, im Jahre 1412 von Kaiser Sigismund mit dem ausdrücklichen Auftrag übertragen worden war, eine Summe von 100 000 Goldgulden herauszuschinden („bis diese Summe . . . ihm und seinen Erben ganz vergenüget und bezahlet sei"), ein armes Land war.

So sind in den „Provinzstädten", die hier nicht mit der Entwicklung im übrigen Deutschland Schritt halten konnten, die gotischen Bauwerke, ob es nun Kirchen, Rathäuser, Klöster oder Stadttore sind, die einzigen Zeugnisse einer kurzen kulturellen Blüte geblieben, unserem arbeitsamen Volke, das erst jetzt eine Jahrhunderte währende Verelendung überwinden kann, ein doppelt wertvoller Besitz. Der Dom von Havelberg, eine geographisch bedeutende Stelle unserer Heimat, die Mündung der Havel in die Elbe beherrschend, ist eines dieser Denkmäler, aber auch die Verheißung und Verpflichtung zu großen und dauernden Kulturleistungen, an deren materieller Basis unser befreites Volk mit dem Bewußtsein arbeitet, daß es in Zukunft keinen armen, zurückgebliebenen Landstrich mehr geben darf.

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/32

FRIESACK

Das Landstädtchen Friesack liegt auf einer Bodenschwelle, die einem bewaldeten Höhenzug vorgelagert ist. Es ist der Hauptort auf einem der beiden Landrücken, die das Rhin-Luch von dem südlich gelegenen havelländischen Luch abschnüren, und ist zu erreichen über den etwa drei Kilometer langen Damm, dessen prächtige alte Bäume man schon vom Bahnhof aus sieht.

Ich hatte vorerst nicht daran gedacht, mich um Friesack zu kümmern. Auf meinem Programm stand ein Abend und eine Übernachtung in Neustadt an der Dosse. Von Friesack waren mir, wie schon gesagt, die schönen Bäume aufgefallen, bevor der Zug wieder anfuhr und mich in Neustadt absetzte. Aber – meinem Gewährsmann Fontane und dem Prinzen von Homburg sei's geklagt! – ich war dort kaum über Brücke und Wehr und hatte den „weiten Wiesengrund" und den Angler im Weidenschatten gewürdigt, als ich wieder umkehrte. Gewiß, ich sah auch noch die Sehenswürdigkeit des Ortes, nämlich den Winkel, den die Einfahrtstraße und die Hauptstraße miteinander bilden. „Da, wo sich beide berühren, erweitern sie sich und bilden einen Marktplatz, an dem die ‚Amtsfreiheit' und die Kirche gelegen sind", hatte der Gewährsmann geschrieben. Entscheidend für meinen schmählichen Rückzug war die kleinliche Sorge um mein leibliches Wohl: Neustadt war in diesem Sommer noch nicht darauf eingerichtet, Fremde zu bewirten. Kein Prinz Friedrich von Hessen-Homburg (1633 bis 1708), der hier zeitweise die Herrschaft hatte und am 28. Juni 1675 bei Fehrbellin mit seinen Reitern die Schweden schlug und dafür lediglich Undank erntete, konnte mich auf der Stelle halten. Fontane selbst hat genug getan, diese Figur aller Romantik zu entkleiden. Als der Prinz sein Reiterstück vollführte, war er 42 Jahre alt, schrieb,

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/33

wie alle seine Standesgenossen, eine schauderhafte Orthographie, nannte den Ort seines Ruhms „Fer-Berlin“ und seine Gattin „Engelsdicke“: sein originellster Zug! – So blieb auch das alte und unter Pferdekennern vielleicht berühmte Gestüt unbesehen. Ich erinnerte mich mit Sehnsucht der Bäume am Bahnhof Friesack, erkundigte mich mit der Vorsicht eines Wüstenwanderers nach der Oase und hörte, daß dort ein HO-Gasthof in Betrieb sei und auch noch ein Zug ginge.

Auf der schönen Dammallee wanderte ich also gen Friesack voll Zuversicht, wenn auch weniger gründlich historisch vorbereitet als auf Neustadt.

Rechts und links breitet sich tiefliegendes, von Gräben durchzogenes Weideland, das Feuchtigkeit atmet. Gräben und Gatter umschließen die Koppel, Weidenzeilen schaffen einige Gliederung. Sähe man nicht die schwarz-weißen Kühe hier und da darauf, könnte man sagen, solche Wiesenflächen seien recht unwirtlich. Nichts lockt, die Straße zu verlassen; die Ferne kann nicht viel anders aussehen als die Nähe. Und ein Bild ergibt sich nur in der Gesamtheit: eine holländische Landschaftsmalerei, wo die Stimmung, die der Himmel darüber ausgießt, Weide, Vieh und Baum zusammenhält, angetan, um das Gemüt mit Liebe zum friedlichen Leben zu erfüllen. Diese zahme Natur ist das Resultat der Arbeit von unzähligen Generationen, für die die Arbeit nur Plage gewesen ist. Der Stimmung, die für den Augenblick bezaubert, auf den Grund gehend, wird man den Voreltern dankbar, die Gräben ausgehoben und solide Straßen angelegt haben. Der feste Damm unter unseren Füßen, – wieviel hundertmal verfluchte Frontage mag er gekostet haben? Wer hat die Steine zusammengekarrt? Kein Historiker berichtet von ihnen, kein Dichter versucht zu zeigen, wie diesen Menschen zumute gewesen ist. „Es ist ja nicht wahr! Es ist ja alles Quatsch!“ rufe ich laut in die Moorwiesen hinaus (nicht ohne mich vorher überzeugt zu haben, daß mich keiner hören kann). Ich meinte: Es ist nicht wahr, daß jenes jetzt noch HO-lose Neustadt „alles, was es in diesem Augenblick ist, im wesentlichen durch Prinz Friedrich von Hessen-Homburg“ ist, wie dieser preußische Apotheker behauptete, der damals noch gar kein Recht hatte, Fontane zu heißen; es ist nicht wahr, daß diese Sümpfe von irgendeinem Kurfürsten trockengelegt oder diese Straße von diesem oder jenem Herrn von Soundso gebaut worden sei. „Mein Herr, Sie unterschätzen die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte!“ flüstert mein gesellschaftspolitisches Gewissen. Wirklich? Aber daran wäre auch der Apotheker schuld, der auf seinen „Wanderungen“ (1862–1882) jeden Wind gerochen hat, den ein Hohenzollernprinz oder ein echter Preußenjunker irgendwo – sagen wir: erregt hat, aber verdammt

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/34

wenig nach Bauern, Landarbeitern oder Soldaten gefragt hat, die hier, ob sie wollten oder nicht, zu ihrem Glück oder zu ihrem Unglück, gearbeitet und gekämpft haben, bis die Heimat die Gestalt hatte, in der wir sie heute lieben. Jede Anordnung der glorreichen Herren ist ja gegen sie, gegen das Volk ausgeschlagen – bis 1945! Und wenn sie überlebt haben, die Werktätigen, und im Laufe der Jahrhunderte sich aus der Armseligkeit von Fischern und Hirten sogar ein Stückchen erheben durften, so doch nur, weil der fürstliche Domänenherr oder Junker wußte, daß Bettelleute ihm kein Geld einbringen und Sümpfe keine Butter.

„Ihro Majestät, das sind schon zwei neue Gräben, die wir durch Ihro Majestät Gnade hier erhalten haben und die das Luch uns trocken erhalten", sagte am 23. Juli 1779 Herr Fromme, Oberamtmann von Fehrbellin, zu seinem König Friedrich II., der die 15000 Morgen neugewonnenen Landes im Dossebruch sehen wollte. „Sind sonst hier noch Verbesserungen zu machen?" fragte der König. Fromme: „O ja, Ihro Majestät. Hier liegt die Kremmensee. Wenn selbige abgegraben würde, so bekämen Ihro Majestät an achtzehnhundert Morgen Wiesenwachs, wo Kolonisten könnten angesetzt werden, und würde dadurch die ganze Gegend hier schiffbar, welches dem Städtchen Fehrbellin und der Stadt Ruppin ungemein aushelfen würde; auch könnte vieles aus Mecklenburg zu Wasser nach Berlin kommen." König: „Das glaub' ich! Euch wird aber wohl bei der Sache sehr geholfen, viele dabei ruiniert, wenigstens die Gutsherren des Terrains, nicht wahr?" Das gab den Ausschlag für die ökonomischen Erwägungen des „Landesvaters". Und weiter erfährt man, daß die Butter nach Berlin verkauft werden muß. Denn: „der Soldat (in Ruppin) ißt alte Butter; der kann die frische nicht bezahlen!"

Was hat mir bei meinem Vorsatz, unverärgert durch preußische Historie nach Friesack zu wandern, die Rechnung verdorben? Es waren die dunkelgrün wogenden kleinen Felder, die ich dort und da im Wiesenland gewahrte. Aus der Ferne glaubte ich, es wären Äcker mit einer besonders hohen Lupinenart. In der Nähe – ein Feld begann gleich unterm Damm – zeigten sich mehr als mannshohe Pflanzen mit quirlförmig stehenden spitzen Blättern: Hanf. Da war es, daß mir Frommes Bericht von der Inspektionsreise einfiel. Der Geist des Merkantilismus führte im 18. Jahrhundert dazu, an Stelle von Getreide, „das nichts galt", Versuche mit Industriepflanzen zu machen, die sonst eingeführt werden mußten. Der König fragte damals seinen Oberamtmann auch, warum er keinen Hanf baue. „Er gerät hier nicht", behauptete Fromme. „Im kalten Klima gerät er besser. Unsere Seiler können den russischen Hanf in

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/35

Lübeck wohlfeiler kaufen und besser, als ich ihn bauen kann.“ „Was säet ihr denn dahin, wo ihr sonst Hanf hinsäet?“ – „Weizen!“ – So gilt die Hanfkultur in der Mark immer noch als eine Neuerung. Was einst, vermutlich mit ungeeignetem Saatgut und auf ungeeignetem Boden, aus Gewinnsucht probiert und wieder aufgegeben wurde, der Hanfbau, hat heute bei uns seine wissenschaftlich begründete Zukunft in den niedrig gelegenen Wiesen. Der Hanf wirkt hier, wie man mir erzählt hat, in Fruchtwechselwirtschaft angebaut, bodenverbessernd und verspricht dem Pflanzer hohen Gewinn. Noch ist der Bauer mißtrauisch gegen das zähe Gewächs; es fehlt an Erfahrung und auch wohl an dem Gerät, das die Kultur erfordert.

Nahe am Ortseingang steht das trostloseste Gebäude, das ich auf meinen Spaziergängen sehen konnte: ein außerordentlich großer, aus Fachwerk und Dreck zusammengekleisterter Kasten. Er wird jetzt als Schuppen für landwirtschaftliche Produkte gebraucht. Ein paar schöne alte Platanen vor der Einfahrt sprechen dafür, daß der von seiner Bodenschwelle herab das Weideland beherrschende Bau einst ein Gutshaus war. Davon, daß hier, wie die Leute behaupten, die Quitzow-Burg gestanden hätte, deren Mauern, wie der Chronist erzählt, Anno 1410 der „Faulen Metze“, einem der ersten in Brandenburg gebrauchten Geschütze, weichen mußten, war nichts mehr zu bemerken. Der Bau, den ich vorfand, regt eher zum Phantasieren über eine Vergangenheit an, in der er von einer bankrott gewirtschafteten Junkerfamilie bewohnt wurde und herrschaftliche Wassersuppen und griesgrämige Tyrannei die Hauptrolle spielten. Friesack ist eine Ackerbürgerstadt mit breiten Straßen. Jedes Haus hat eine Toreinfahrt für die Wagen und dahinter einen ummauerten Hof, in dem sich die Wirtschaftsgebäude zusammendrängen. An seinem Rand, bergwärts gelegen, reiht sich düster grauschwarz die Zeile der Scheunen.

In einem halben Tag des Umherschlenderns ist ein solcher Ort leicht „besichtigt“ und doch ganz und gar nicht erkannt. Dennoch empfing ich den Eindruck, als beginne die Geschichte dieser Landstadt erst in unseren Tagen. Die Bahn ist weit weg, und es begegnete mir, vielleicht zufällig, kein Auto und kein Traktor. Selbst die Fahrräder, allenthalben das Fortbewegungsmittel der Märker in Stadt und Land, schien man, vielleicht, weil ich verdächtigerweise zu Fuß einmarschiert war, an diesem Tage unter Verschluß zu halten. Was hätte sich in den vergangenen Jahrhunderten viel ändern können? Die Feldmark ist nicht gewachsen; wo Sand war, da blieb Sand, und das Weideland wurde nicht in dem Tempo nahrhafter, wie die Menschen, die vom Ertrag leben wollten, zahlreicher wurden. Manchmal wurde ein Bauer geboren, der

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/36

war schlauer als die andern, und manchmal führte einer seine Prozesse so obstinat, daß es ihm nicht geriet. Es gab gewiß ererbte Feindschaften von Haus zu Haus. Und auch traditionelle Heiraten. „Das Neue ist ja doch immer das Alte", behauptete der Mann, der in der Nähe des Scheunenviertels an einem Zaun herumnagelte. Er war selbst alt genug, daß man ihm seine lapidare Philosophie verzeihen konnte. Seine Ohren waren fleischig, aber voll dichter weißer Haarbüschel, seine klein gewordenen Augen glänzten trüb. Ich oder meine Frage nach der Gegend, wo hier die Bauern ihr Ackerland hätten, gefiel ihm nicht. Vielleicht meinte er, ein Ortsfremder könnte hier gar nichts anderes wollen, als „etwas Neues" einführen.

In der Bürgermeisterei kam ich besser an. Der Mann, den ich da traf – vielleicht der Gemeindesekretär –, zeigte sich zugleich bedächtig und beweglich; seine Rede war klar, und man merkte ihm an, daß er wußte, worauf es in seiner Gemeinde ankommt. Er sah die Lage nüchtern, aber mit Zuversicht: Die Ackerbürger der Stadt hätten wohl meist Mineralboden, aber ihre Felder lägen so weit verstreut, daß es mit der Bildung einer landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft einstweilen noch nicht recht weit vorwärts gegangen sei. – „Aber das wird ja an jedem zweiten oder dritten Ort nicht anders sein?" meinte ich. „Wahrscheinlich fehlt es auch noch an Einsicht?" – Ja, es sei nicht ganz leicht mit den Leuten. Jeder möchte erst sehen, ob das Neue dem einzelnen wirklichen Vorteil bringt. Beharrlichkeit des Bauern und kleinbürgerliches Streben, auch nicht einen Schein von „Selbständigkeit" aufzugeben, tun sich in den Köpfen zusammen und machen sie hart. „Aber die Siedler?" – „Die wiederum haben einen Boden bekommen, der mit den schweren Maschinen schlecht zu bearbeiten ist. Er ist überall dem Sumpfland abgewonnen, wo die Erde schwarz wie Torf ist. Es ist klassisches Weideland, auf dem Ackerwirtschaft nur dürftig fortkommt. Jetzt aber sind wir dabei, die Voraussetzungen zu schaffen, in solchen Landstrichen wie den unsern sich großzügig auf die Viehwirtschaft zu konzentrieren."

In diesem stillen Gemeindehaus – wir waren allein in einem geräumigen Zimmer, dem Ratszimmer, in dem es nichts als ein paar zusammengestellte lange Tische gab – mußte ich über die Weite der Perspektive staunen, in der dieser Mann mit Selbstverständlichkeit und Folgerichtigkeit die Entwicklung sah. Als ungebildeter Städter hatte ich Mühe, ihm zu folgen: Die Maschinen-und-Traktoren-Station stellt Maschinen bereit, die die bäuerliche Arbeitszeit normalisieren und in Verbindung mit neuen Methoden den Bodenertrag der Ackerflächen bedeutend erhöhen werden. Die Maschinen und mit ihnen technisch ausgebildete Menschen und in ihrem Gefolge wiederum Agro-

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/37

nomen, die dem Vorurteil die Wissenschaft entgegensetzen, sind da. Ihre Saat wird nicht nur auf den Feldern, sondern auch in den Köpfen aufgehen.

Wir haben hier einen Boden, für den diese Maschinen nicht taugen, der aber trotz seines notorisch dürftigen Ertrages bis heute beackert werden mußte, weil der Einzelbauer nicht nur Milch und Butter, sondern auch Getreide braucht, um durchs Jahr zu kommen. Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften werden den werktätigen Bauern dieser die Entwicklung hemmenden Sorge entledigen können. Große Meiereien werden im Luchland entstehen, während auf den dann intensiver bewirtschafteten „Horsten", den Landschwellen, sich die Kornspeicher füllen mit Brot für alle. Die „selbstgenügsame Wirtschaft", der letzte Rest aus dem frühen Mittelalter, der bis heute nicht nur die ökonomische, sondern auch die geistige Entwicklung auf dem Lande gehemmt hat, wird allmählich verschwinden.

Die Rückkehr zur Weidewirtschaft im Luchland, zur hier rentabelsten Wirtschaft, ist nur in diesem großen Zusammenhang denkbar. Und daß mein Gemeindesekretär neuen Typs, den ich so nüchtern und gleichzeitig so siegesgewiß sah, auch in dieser Ackerbürgerstadt recht behalten wird, ist sicher. Männer seines Schlages, deren Energie von der Gewißheit gestützt ist, daß sie, die Landwirtschaft revolutionierend, nur einem gesellschaftlich-ökonomischen Gesetz zum Siege verhelfen, werden aus unserem Lande eine Heimat von Menschen machen, denen alle Möglichkeiten materieller und geistiger Entwicklung offenstehen. Ihnen wird die Dumpfheit und Resignation, der ich vorher bei dem Alten am Gartenzaun begegnet war, fremd sein. Sieht man es nicht den jungen Leuten, den Achtzehn- und Zwanzigjährigen, denen du begegnest, an, daß sie anders und zuversichtlicher in die Welt blicken können als ihresgleichen vor zwanzig oder dreißig Jahren? Wenn man weiß: Nicht mehr, was einer hat, sondern nur, was einer kann und was einer weiß, wird gelten, dann ist es eine Lust, zu leben. Es wird kein „Bauerngehirn", als besondere Spezies Gehirn, mehr geben. Fahre mit dem Bummelzug durch das Land, und du wirst staunen, worüber sich die jungen Leute, die in den kleinen Städtchen ein- und auf den Dörfern wieder aussteigen, unterhalten! Was, wo und wie gelernt wird, macht mehr als die Hälfte des Gesprächsstoffes aus. Über Kenntnisse von Motoren und technische Details habe ich drei Burschen mit einer Leidenschaft reden hören, als handelte es sich um ihre eigenen Erfindungen.

Nach meinem Spaziergang durch die Stadt Friesack, deren Straßen wie helle, sonnendurchflutete Dorfstraßen sind, fand ich in der HO-Gaststätte eine Runde Bauern bei

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id494643609/38

einem Glas Bier sitzen. „Du wirst so viel Geld damit machen, daß du nicht weißt, wohin damit“, hörte ich einen beweglichen kleinen Mann in einem dunkelblauen Hemd sagen. Er bewegte, zum Unterschied von den Bauern, die ihre Hände hier nur zum Griff nach der Pfeife oder dem Bierglas gebrauchten, die seinigen beim Reden unablässig in der Luft, und sein munterer Igelblick ging ebenso unablässig von einem zum andern, vielleicht aus der Gewohnheit, jeden, der etwas sagen wollte, zum Reden zu ermuntern. Da ich mich einmischte und erraten hatte, daß es sich bei dem „vielen Geld“ nur um den Hanfbau, um das Anbausoll, handeln konnte, lud man mich ein, mit an dem Tisch niederzusitzen. Aber der Gegenstand der Besprechung war ein anderer: Der Mann mit dem Igelblick war der Beauftragte für Pflanzenschutz. Es ging um die „Ernteergebnisse“ beim Absammeln von Kartoffelkäfern, um den Erfahrungsaustausch. Die fünf- und sechsstelligen Zahlen, die das Absuchen ergeben hatte, bebewiesen ja allein noch nichts: Der geringe Sucherfolg an manchen Stellen, war er auf Mangel an Eifer zurückzuführen, wie diejenigen behaupteten, die selbst gute „Ernte“ gemacht hatten, oder vielleicht doch auf die gewagte Neuerung des Verantwortlichen, der es diesmal mit einer Lösung des Bekämpfungsmittels versucht hatte, die um 10 Prozent stärker war, als in der Vorschrift stand? Ich begriff, daß es eine Besprechung von hoher Bedeutung nicht nur für den Neuerer, sondern für die nächstjährige Kampagne war, daß es bei der kurzangebundenen Stichelei von Bauer zu Bauer, aber auch von Feldmark zu Feldmark um eine ernste Sache ging. Der Wettstreit der Bauern, in den ich zufällig geraten war, konnte mich davon überzeugen, daß mein Gewährsmann im Gemeindehaus recht behalten wird: Auch in Friesack, dem Städtchen, wo vor etwa 440 Jahren die „Faule Metze“ den Quitzows und Bredows beigebracht hatte, daß die Zeiten des Strauchrittertums abgelaufen waren, wird der letzte Rest des Mittelalters demnächst verschwunden sein – in der Arbeitsweise sowohl wie in den Köpfen.

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/39

RHEINSBERG UND RUPPINER SEE

In dieser Gegend, der nördlichsten, die meine Ausflüge in den Havelbogen erreicht haben, gibt es auffallend viele Dörfer und Städtchen, die das Wort „Berg" im Namen führen: Löwenberg, Herzberg, Braunsberg. Es gibt Hügel hier und viel Wald. Aus Rheinsberg, berühmt geworden als Sitz mißvergnügter Hohenzollernprinzen, komme ich eben. Ich hatte in einem dürftigen Hotel genächtigt, in dem mir nicht gerade das beste Zimmer zugedacht worden war. Mein beschämtes „Ja" auf die Frage der Wirtin: „Der Herr ist ohne Fahrzeug?" hatte den Ausschlag gegeben.

Es gibt keinen „Kastellan" mehr, dessen Mittagsruhe man berücksichtigen muß, wenn man das Schloß besuchen möchte. So war es zur Zeit Fontanes gewesen. Heute ist für die Besichtigung der Verwalter oder der Kulturdirektor zuständig, und zu berücksichtigen ist allein die Ruhe der Bewohner, leichtkranker Diabetiker, die in dem vom Architekten Knobelsdorff für den Kronprinzen, nachmaligen Friedrich II., ausgebauten Schloß Genesung finden. Ich meldete mich für den nächsten Tag an und begnügte mich vorerst, das Schlößchen von außen zu betrachten und von dem Säulengang aus, der die beiden Seitenflügel verbindet, über den See hinauszusehen.

Vor diesem Schloß kam ich wieder in Widerspruch zu Fontane, der von dem Bau nicht recht entzückt war und besonders die runden, gedrungenen Ecktürme für überflüssig hielt. Mir scheint sich aber gerade hier die Kunst des Architekten zu bewähren: Knobelsdorff hat mit diesen Türmen, zusammen mit der Kolonnade, für die Rückseite des Schlosses eine charakteristische Seefront gestaltet, einen anmutigen Übergang aus dem Innenhof zu Garten und Park, in die Landschaft, zum See. Der Bau ist im übrigen von so gelungenen Proportionen, in seiner Gliederung so übersichtlich,

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/40

daß eine Abweichung, die aus einem Rokokoschlößchen erst Rheinsberg macht, wie es jedermann im Gedächtnis eingeprägt bleibt, wohl erträglich wird. Da mit Verzierungen an den Fronten sparsam umgegangen ist, wirken die wohlausgewogenen Details, wie etwa die schmiedeeisernen Körbe vor einigen der hohen Fenster, um so stärker. Wir besitzen in Rheinsberg eines der schönsten, wenn auch nicht der prächtigsten Bauwerke des 18. Jahrhunderts in der Mark.

Die Rokokopracht im Innern, Zeugnis eines hochentwickelten Kunsthandwerks, spricht nicht mehr so unmittelbar an. Der Kulturdirektor des Sanatoriums führte mich am anderen Morgen durch Spiegelsaal, Muschelsaal und Chinesischen Salon. Geschmackvoll und heiter erschien mir eigentlich nur dieser, seiner kostbaren Tapeten wegen heute der Aufenthaltsraum für Nichtraucher, in dem eine einzige ältere Dame thronte wie ein übriggebliebenes Stück Konfekt in einer teuren Geburtstagsbonboniere. Ich bin überzeugt, daß kein Chinese – auch wenn er ein Kenner der alten Kunst seines Volkes wäre – sich in solcher Umgebung an seine Heimat erinnert fühlen könnte. Denn China – Landschaft und Mensch – hat in der europäischen Dekorationskunst des 18. Jahrhunderts ein recht weit abgeleitetes Dasein gehabt. Aus den konventionellen Darstellungen auf chinesischer Exportware, Lackkästen und Porzellangefäßen, lasen sich die Rokokokünstler eine Vorstellung vom chinesischen „Leben“ zusammen, die sie dann wiederum, so scheint es mir wenigstens, in den Dekorationsstil ihrer Zeit umsetzten. Aber damit gelang ihnen etwas, worin sich ihre Lust am Spielerischen unbefangener ausleben konnte als in der zur Putten-Pantomime verflachten barocken Allegorik, von der wir sonst im Schlosse, etwa im Muschelsaal an den Wänden, ziemlich wenig erfreuliche Beispiele finden. Im übrigen ist alles in bestem Erhaltungszustand. Der moderne Verwendungszweck der Räume ist mit größtmöglicher Schonung der von vergoldetem Stuck starrenden Zeugnisse vergangenen Schönheitsstrebens erreicht.

Dennoch habe ich aufgeatmet, als ich wieder draußen war. Ich gestand mir, daß die Deckengemälde von Pesne mir nicht die Bewunderung abzwingen konnten, die der Wertschätzung der Kenner entsprochen hätte. Das größte, das im Konzertsaal, hatte ich allerdings nicht sehen können, da eines Lichtbildervortrages wegen die Fenster verhängt waren. Es war der Saal, in dem der Komponist Graun, den Friedrich II. 1740 als Kapellmeister nach Berlin mitnahm, die Konzerte am kronprinzlichen Hof geleitet hatte und in dem, wie mir der Kulturdirektor erzählte, jetzt ein paarmal im Jahr der besonders vorzügliche Schulchor vor den Sanatoriumsgästen auftritt.

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/41

Der Rheinsberger Schloßpark, um die Bucht des Sees herumgelegt, könnte ein Kapitel illustrieren, wie es die Geschichte nicht mehr schreiben wird: von reichen Leuten, die sich langweilen, weil ihre Macht auf einen engen Gutsbezirk beschränkt ist, dessen Einkünfte sie nicht brauchen – von den Prinzen. Prinz Heinrich, der Bruder Friedrichs II. und nach dem Siebenjährigen Krieg dessen verbitterter Nachfolger als Besitzer von Rheinsberg, hat genau der Seefront des Schlosses gegenüber einen Obelisken errichtet, unter den Eichen eine kleine Pyramide, unter einem aus Feldsteinen zusammengeschichteten Hügel eine „Freundschaftsgrotte" und auf einem von Statuen umstandenen Wiesenplatz einen nach vier Richtungen offenen Teepavillon. Auf dem Obelisken standen Namen und Kriegstaten derjenigen Offiziere, die von dem königlichen Bruder Ungnade oder Undank geerntet hatten, in feierlichem Französisch verzeichnet – einige der Tafeln liegen jetzt zerschlagen im Gras herum; unter der Pyramide, die von keineswegs pharaonischen Ausmaßen ist, hat sich der Prinz begraben lassen, die Gewölbe der Freundschaftsgrotte sind zusammengestürzt. Ich habe aus den Trümmern ein Stückchen blauen Glasflusses hervorgegraben, der den Edelsteinglanz im Innern der Grotte hatte erzeugen müssen. Nur der Pavillon auf dem Rasenplatz erweckt noch die Vorstellung, daß Menschen hier einmal ein Sommerfest abhalten könnten; und vor der recht leichtgeschürzten Schnitterin aus Marmor könnte sich ein Sanatoriumsgast erinnern, daß es schön ist, wieder dem gesunden, kraftvollen Leben zurückgegeben zu werden. Aber – und dies ist jetzt ausschlaggebend – während die Bauten des mißvergnügten Heinrich einstürzten, sind die alten Linden, die sich über das Seeufer neigen, höher und prächtiger gewachsen, und junge Bäume sind inzwischen stattlich geworden. Die Parkpfade werden für die Kurgäste gefegt, die Brücken und Bohlenwege über die Tümpel und an den Schilfrand hinüber, wo die Rohrhühner nisten, werden instand gehalten. Das ehemalige Bibliothekzimmer ist nicht mehr zu besichtigen, denn dort wohnt der Arzt, der die Kranken, die im „Cavalierhaus" gut untergebracht sind, ein paar Wochen lang betreut, bis sie wieder an ihre Arbeitsstätten zurückkehren können. Und das ist gut so. Die Prinzen sind gestorben und verdorben. Das Volk aber, das sie nicht mochte und in dessen Eigentum sie wohnten, lebt; es hat sein Eigentum zurückgenommen und läßt das Gras wachsen über ihr Andenken. –

„Fast nur Bodenklasse 7 und 8", erklärte mir der Rheinsberger Forstarbeiter, ein junger Mann, der sich in der Bahnhofswirtschaft an meinen Tisch gesetzt hatte und ein paar Stationen weit mit mir fuhr. Bis Herzberg erzählte er mir, was ihm einfiel: Die

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/42

Einwohner des Städtchens leben von der Forstwirtschaft und den zwei oder drei Industriebetrieben, unter denen die alte Steingutfabrik ist, von deren Produkten ich noch am gleichen Tage ein paar Proben im Neuruppiner Kreismuseum sehen sollte. Es ist die Arbeiterschaft dieser Betriebe, die es in den zwanziger Jahren fertiggebracht hatte, den letzten Rheinsberger Prinzen, den von der Weimarer Republik keineswegs zum Teufel gejagten und nachmals so berüchtigten „Prinzen AuWi", so weit zu beunruhigen, daß es ihm in Rheinsberg ungemütlich wurde. Seine Königliche Hoheit machte aus dem Schloß samt dem musealen Inhalt, von dem schon Fontane nicht viel Aufhebens zu machen wußte, ein Geschäft, indem er es Eintritt Zahlenden zur Besichtigung überließ. Mit den Bauern aber steht es nach Meinung des jungen Arbeiters so: „Wenn sie alles wüßten und befolgten, was sie wissen und befolgen könnten, dürfte man bald nicht mehr von rückständigen Bauern sprechen. Es hat Zeiten bei uns gegeben, und es ist noch gar nicht so lange her, da war es Gewohnheit, daß der Bauer, wenn er gerade Zeit hatte, ein paar Körner in die Furchen geworfen und im übrigen den lieben Gott hat walten lassen; denn mit Holzfahren, nicht nur zur Winterzeit, war immer mehr zu verdienen gewesen als mit Ackern. Darum bekommt den Bauern das Soll, bei dem ja der Wert seines Bodens in Rechnung gezogen wird, bei uns recht gut. Die Aussicht, durch Übererfüllung einen größeren Erlös auf dem freien Bauernmarkt zu erzielen, spornt ihn an, sorgfältiger und zeitiger zu bestellen, sich um Saatgutbearbeitung und richtige Düngung zu kümmern. – Sie werden sehen, wo ihr Vorteil ist, und klüger dabei werden!" meinte der mitteilsame junge Mann aus Rheinsberg, bevor ich ihn verlassen mußte, um nach Neuruppin umzusteigen.

Durch die Bodenreform sind im Kreis Ruppin 45 000 Hektar Land dem Volke wiedergewonnen worden. Davon ist ein Drittel an 2293 Umsiedler, ein weiteres Drittel an 1388 Landlose und 1666 Kleinbauern aufgeteilt worden. Das restliche Drittel entfällt auf Volksgüter und Forstwirtschaft.

Diese eindrucksvollen Zahlen habe ich von einer Tabelle abgelesen, die in unmittelbarer Nachbarschaft eines in zehn Fuß Tiefe im Moor von Dabergotz gefundenen Hakenpflugs in dem kleinen Heimatmuseum aufgehängt ist. Das Museum kann man vom Neuruppiner Tempelgarten aus betreten, wenn man neugierig darauf ist, was sich in dem wie das Gartentor in „maurischem Stil" gebauten Häuschen befindet. Dieser Hakenpflug aus grauer Vorzeit, den man auf den ersten Blick für eine Baumwurzel halten könnte, führte meine Betrachtung um viele tausend Jahre zurück. Die Kästen – gleich hinter den ausgestopften Vögeln, die hier auch hatten Platz finden

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/43

müssen – enthalten schön geformte oder auch nur grob bearbeitete Geräte und Waffen aus der Stein- und Bronzezeit, das meiste in der näheren Umgebung im Boden gefunden; es sind Zeugnisse dafür, daß unser Land auch in ältester Zeit nicht so unbewohnbar für Menschen gewesen ist, wie man sich das manchmal angesichts der erst vor wenigen Jahrhunderten trockengelegten Sümpfe vorstellen möchte. Die Sammlung, wenn auch der sehr beschränkten Raumverhältnisse wegen nicht sehr übersichtlich, genügt, die „Menschwerdung durch die Arbeit" dem Betrachter begreiflich zu machen. Als ich in einer Vitrine das dreirädrige Bronzewägelchen sah, wußte ich, daß ich mich in der von Fontane als Ziethen-Museum beschriebenen Sammlung befand, die ehedem in der Schule aufgestellt war. Das kleine, nur etwa 20 Zentimeter lange Gerät ist besonders rätselhaft, weil es, mit drei Rädern an einer einzigen Achse, nicht als Modell eines wirklichen Fahrzeugs gedeutet werden kann. An der Achse ist eine gabelförmige Deichsel angebracht, deren hohles Ende beweist, daß der Wagen zum Stoßen eingerichtet war. Spielzeug oder Kultgegenstand? Fontane hielt die sechs auf Deichsel und Achse symmetrisch befestigten, schematisch geformten Gebilde insgesamt für „Gänse". Die beiden vorderen, an der Achse befestigten, mußte ich allerdings als Rinderköpfe mit je einem deutlichen Hörnerpaar erkennen. Der 1848 beim Chausseebau Frankfurt-Drossen gefundene Wagen scheint übrigens wenig beschrieben zu sein. Hoernes-Menghin („Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa") weiß nichts davon, daß er dreirädrig ist. Von einem in Schlesien gefundenen aber steht zu lesen (S. 508): „Der Deichselwagen von Oberkehle hat nebeneinander drei Räder an einer Achse, ein Unding von einem Wagen, aber verständlich, wenn man vermuten darf, daß das mittlere Rad ursprünglich auf dem Wagen stand und die Sonnenscheibe darstellte."

Das Museum enthält noch einiges, was für mich unerklärt geblieben ist. Es liegen da zwei auf einer Seite kunstvoll flach geschliffene Feldsteine, in die, nicht sehr geschickt und exakt, je eine Windrose oder sonnenartige Figur eingeritzt ist. Die Aufwärterin, die ich aus dem Garten geholt und der ich Eintritt gezahlt hatte, erklärte auf meine Frage etwas schüchtern, aber mit der Sicherheit eines, der gewohnt ist, sich zwischen Wunderdingen zu bewegen: Herr Professor W. hätte gesagt, das seien Ofenkacheln. Was blieb mir übrig, als darauf einzugehen? „Wohl aus der Zeit der Riesen?" fragte ich verständnisinnig. Das Museum enthält neben der Frühgeschichtssammlung, soweit ich sehen konnte, kein Stück von Bedeutung für die mittelalterliche oder neuere Geschichte des Ruppiner Landes. Von Schinkel und Fontane, den bedeutendsten

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id494643609/44

Söhnen der Stadt, fand ich keine Spur. Dafür wußte die Aufwärterin, die sich in der verhalten-bescheiden-bewundernden Sprechweise einer Küstersfrau gefiel: „Der Tempelgarten ist von dem alten Herrn von Gentz ausgebaut und der Stadt überlassen worden, als er sein Torfgeschäft aufgeben mußte, weil man ja jetzt überall die Steinkohle hat. Als der Kronprinz Friedrich noch hier weilte, war hier vorn alles noch Gemüsegarten." Das klang, als hätte das Schicksal über sie verhängt, erschaudernde Zeitgenossin von Hohenzollernprinzen und bankrottierenden Torfbaronen gewesen zu sein. Ich mußte ein zweites Mal hinsehen, um mich zu überzeugen, daß diese arbeitsame Frau, die kein Stäubchen auf Vitrinen und Urnen liegenließ, wirklich noch keine vierzig Jahre alt sein konnte. Mit was für Leuten mag sie umgehen? Wer mag ihr geraten haben, sich neben einer Sprache für den Hausgebrauch diese „Dienstsprache" zuzulegen?

Die Stadt Neuruppin hat so breite Straßen und so geräumige Plätze, daß Theodor Fontane, der hier am 30. Dezember 1819 geboren ist und die mitten in der Stadt frei auf einem Platz stehende Schule besucht hat, seinen Heimatort, wenn gerade kein Militär darin lag, für langweilig hielt. Wir fanden keinen Anlaß, uns mit dem Andenken des immer so „zuverlässigen" Neuruppiner Regiments zu befassen, weil es außer dem von den Leuten immer noch „Paradeplatz" genannten Viereck, von dem sich bei jedem Windstoß eine abscheuliche Staubwolke erhebt, keine Spuren in der Stadt zurückgelassen hat, die dem Ortsfremden auffallen könnten. Seit 1803 waren es dreihundertsechsundsechzig märkische Dörfer und zehn Städte, deren junge Männer sich den Neuruppiner Kommandeuren, dem Stock des Zuchtmeisters und, was das Schlimmste war, dem Kriegsglück ihrer Könige zu überantworten hatten. 1806 bei Auerstädt aufgerieben und in Gefangenschaft geführt, wurde das Regiment 1813 neu aufgestellt und hatte am 16. Oktober bei Möckern entscheidenden Anteil am befreienden Siege über Napoleon; 1848 und 1849 aber mußte es sich von Friedrich Wilhelm zur blutigen Unterdrückung der Revolution in Dresden, Iserlohn und Baden mißbrauchen lassen.

Es ist unendlich friedlich hier. Was im Weichbild der Stadt liegt, hat seinen Charakter vom Kleingewerbe und Kleinhandel; es ist ein Marktort für die ländliche Umgebung, in dem von Industrie so wenig zu bemerken ist wie vom Mittelalter, das ein großer Brand im Jahre 1781 ausgelöscht hat. Auf dem Bahnhofsgebäude steht in modernen Schriftzeichen nicht „Bahnhof", wie man erwarten könnte, sondern „Rheinsberger Tor". Von dort aus ziehen sich, begleitet von Wallanlagen bis zum Tempelgarten, die

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/45

Reste einer Stadtmauer entlang, die, wie Fontane berichtet, noch vor 150 Jahren den Rekruten das Desertieren ins Mecklenburgische erschwerte.

Auf meiner Suche nach „Sehenswürdigkeiten" - Siechenkapelle und Klosterkirche standen auf dem Programm - hatte ich hier kein Glück. Die Klosterkirche bestimmt mit ihren beiden spitzen Türmen, im vorigen Jahrhundert in nüchterner Baukastengotik erneuert oder gar erfunden, neben dem Kessel der Gasanstalt für den, der mit der Bahn von Rheinsberg kommt, die Silhouette der Stadt. Obgleich ich – wiederum von dem heimischen Dichter – wußte, daß ihr Inneres von bemerkenswerter Nüchternheit ist, wollte ich Küster oder Küstersfrau noch vor dem Dunkelwerden beschäftigen.

Wie alles in dieser Stadt ist auch der Platz um die Kirche, ein ehemaliger Klosterhof oder Friedhof, sehr geräumig. Stein, Gras, harter Boden, alte Bäume; in einer Ecke, jedoch keineswegs versteckt, flattert bunte Wäsche an einer langen Leine. Als ich umherblickte, um die Küsterwohnung zu finden, gewahrte ich in der Mauer, die den Kirchplatz auf einer Seite abschließt, durch einen bogenförmigen Ausschnitt den See, eine blaugraue, schwach glitzernde Wasserfläche, wie sie jeden anzieht, der sich solchen Anblicks nicht versehen hat. Natürlich trat ich durch den Bogen hinaus. An der Böschung stehen, wie rund um die Stadt, alte Baumriesen, dem See zugeneigt. Einer davon, durch eiserne Bänder in seinem Gerüst zusammengehalten, steht unter Naturschutz. (Ein gelbes Täfelchen mit der Darstellung eines Uhus hat man sich zur Bezeichnung der geschützten Naturdenkmäler ausgedacht.) Ein anderer Baum, der nicht das Privileg genoß und vielleicht allzusehr über die Böschung hing, war vor kurzem gefällt worden. Heute ist man eben damit fertig geworden, seinen mächtigen „Stubben" in zwei Teile zu spalten. Drei alte Männer haben sich an den Rand des entstandenen Wurzelloches gewagt, stochern mit ihren Stöcken gegen das Holz und beenden in Betrachtung der Reste eben einen Diskurs über die Möglichkeit der Verwertung. Sie lassen sich in ihrer Ernsthaftigkeit nicht von der Schar größerer und winziger Schulmädchen stören, die sich, noch während die Arbeiter ihr Werkzeug auf den Handkarren laden, den Baumstumpf als Turngerät erkoren haben. Wie sie's gelernt haben, hintereinandergereiht, aber nicht ohne dem Drang zum Jauchzen oder Kichern freien Lauf zu lassen, springen sie vom Wurzelstock aus über den Graben auf den jenseits und etwa einen halben Meter tiefer gelegenen Erdwall. Und werden's nicht müde. Kirche und Küster waren vergessen. Mich lockte das Ufer. An der Anlegestelle waren Dachziegel frisch aufgestapelt. Etwas weiter rhinaufwärts lagen zwei Personendampfer. Von dem einen stieg dünner, schwarzbrauner Rauch in den Abendhimmel.

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/46

„Nach Wustrau. In anderthalb Stunden sind wir wieder zurück", erfuhr ich. Auf dem unbedachten Vorderdeck saßen nur wenig Menschen; es war noch früh im Jahr, und der Abend würde kühl werden. Jedermann, der an Bord kam, hatte ein Paket, eine Jalousierolle, einen Satz Eimer oder einen Fahrradbestandteil in der Stadt eingekauft. Auffallend viele hatten Blumentöpfe. „Wegen der Einsegnung", sagte die dicke Bauersfrau, die, in ein schwarzes Wolltuch gewickelt, neben mir auf der Bank saß. „Der Ruppiner See, der fast die Form eines halben Mondes hat, scheidet sich seinen Ufern nach in zwei sehr verschiedene Hälften. Die nördliche Hälfte ist sandig und unfruchtbar und, die freundlich gelegenen Städte Alt- und Neuruppin abgerechnet, ohne malerischen Reiz. Die Südhälfte aber ist teils angebaut, teils bewaldet und seit alten Zeiten her von vier hübschen Dörfern eingefaßt" (Fontane). Dieser „Halbmond", viel auffälliger übrigens durch einen Damm, der Eisenbahn, Straße und Fußweg auf seinem Rücken trägt, in zwei ungleiche Teile auseinandergetrennt, ist, wie ein Blick auf die Karte überzeugt, nichts anderes als eine Verbreiterung des Grabens, der in ungefähr nordsüdlicher Richtung verläuft und vom Zermützelsee an ohne wesentliches Gefälle über Tetzen- und Molchowsee von den Wassern des Flüßchens Rhin angefüllt wird. Dieses Flüßchen, wie alle Wasserläufe unseres Gebietes scheinbar ungewiß, wohin es soll, hat an der landschaftlichen Gestaltung des Havelbogens wesentlichen Anteil. Am Südende des Ruppiner Sees teilt sich das Wasser in den östlichen Bütz-Rhin und den westlichen Neuen Rhin, die torfreichen Luchniederungen zu Füßen des „Ländchens Bellin" zwischen sich lassend. Den ersten nimmt der Kremmer See auf, von dem aus durch den Ruppiner Kanal Verbindung mit der Havel oberhalb Oranienburg ist. Der Neue Rhin aber hält sich scharf nach Westen und umschließt seinerseits mit seinen Armen das sandige „Ländchen Rhinow", bevor er nördlich von Rathenow gleichfalls die Havel erreicht. Daß ein derartiges Flußsystem, das durch die vielen, teilweise stattlichen Kanäle für den Fremden nicht übersichtlicher wird, mehr einem System von wassergefüllten Gräben als einem Flußlauf gleicht, ist danach recht verständlich.

Die Fahrt an das Südende des halbmondförmigen Ruppiner Sees ließ mich den Rhin vergessen. Als unser Dampfer die Masten der Überlandleitung, die südlich der Stadt den See luftig überbrücken, passiert hatte, war alles plötzlich anders. Nicht eigentlich der Charakter der Landschaft hatte sich verändert – niedrige Bodenerhebungen, von denen da der Wald, dort das Feld bis an Schilfrand und Wasser hinunterreichen, bekränzen rundum den See –; geändert war vielmehr die Gesamtstimmung. Ich war

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/47

vorhin nicht gewahr geworden, daß es an der Neuruppiner Anlegestelle im Schatten der Klosterkirche, aber doch in Nachbarschaft jener industriellen Betriebe, die ich vorher nicht gesehen hatte, besonders laut gewesen wäre. Nun hatte sich, scheinbar plötzlich, Stille über uns und um uns ausgebreitet. Das Stampfen unserer Maschine störte diese Stille so wenig, wie es die Vogelwelt beunruhigte, die diesen Vorfrühlingsabend auf dem Wasser beherrschte. Rohrhuhnpärchen, die anscheinend alle das Bedürfnis verspürten, vorm Dunkelwerden noch ins Freie hinauszuschwimmen, änderten erst knapp vor dem Bug unseres Schiffes ihre Richtung; Wildenten, die auf unsern Seen Station auf der Durchreise nach Norden machen, ließen sich erst von den Wellen des Kielwassers aufscheuchen. Den Luftraum aber beherrschten die Stare. Sie hatten die Kronen der noch kahlen alten Linden an dem Landungssteg von Gnewikow besetzt und empfingen uns mit schwirrendem Triumphgeschrei. Kleinere Schwärme, vor der schrägen Sonne auffliegend, gingen als huschende Schatten über unser Deck, und endlich sahen wir im Süden vor uns eine kompakte Wolke, einen richtigen Heereszug, in Form einer graubraunen Zigarre.

Die Leute, die mit mir auf Deck saßen, unterhielten sich feierabendlich-friedlich miteinander. Sie fingerten ab und zu an ihren Paketen und in Papier gehüllten Blumenstöcken herum, wickelten etwas aus oder machten einem verbogenen Zweig Luft. Einer wurde aufgezogen, weil er sich beim Einkauf einer Fahrradkette hätte beschubsen lassen; das „Kettenschloß“ fehle. Und die Frau, die in das schwarze Wolltuch gewickelt war, sagte auf einmal vor sich hin: „Die werden sich aber wundern!“ „Wegen der Blumen wohl?“ fragte ich. Es war ein mehr prächtiger als schöner Stock samtroter und gelbgetupfter Kalzeolarien, die man mit Recht Pantoffelblumen nennt – ihre Hausschuhähnlichkeit erweckt prosaisches Behagen. „Nein, Kuh, Kalb und Schwein; die sind ja gar nicht gewohnt, daß wir so spät kommen.“ Als sie in Wustrau ausstieg und hinter den Bäumen, die das Dorf verdecken, verschwand, konnte ich überzeugt sein, daß nicht nur Rind und Schwein sie mit Freude zu Haus empfangen würden. Ihre Kleine hat gewiß schon die Hühner in den Stall gelassen; die Frau aber wird die Pantoffelblume hinter die Treppe stellen, bevor sie sich die Schürze zum Melken vorbindet.

Nur der rotgesichtige Bauer, Inhaber einer Lederjoppe, nahm an dem graubehaarten Schwein auf dem Gestade von Gnewikow Anstoß, weil es sich vor einer niedrigen, wie ein Negerkral aussehenden, mit Schilf sauber gedeckten Hütte sonnte. „Unsere Schweinerassen vertragen das nicht“, behauptete er ohne innere Überzeugung. Gewiß

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id494643609/48

gehörte er zu den wenigen, denen es auch gut gegangen war, als noch fast fünfeinhalbtausend Familien im Kreis auf Land gewartet hatten. Er war mit den alten Methoden ausgekommen, und die große Umwälzung, die neue Ordnung auf dem Lande, hatte sein Herz kalt gelassen.

Gnewikow, einst der Sitz von „Seebaronen", ist eine starke Festung dieser Neuordnung. Es ist nicht aufgeteilt, sondern Volksgut geworden, und das Gutshaus beherbergt eine landwirtschaftliche Fachschule. Hier gibt es Internatsstudenten, die in der Bewirtschaftung des Volksgutes ihre Praxis haben, und andere, die neben der Arbeit zu Hause hier nur „zur Schule gehen". Alle sind Kinder von ehemaligen Landarbeitern und Umsiedlern, denen in Gnewikow eine höhere theoretische und praktische Qualifikation und die Kenntnis fortschrittlicher Methoden ermöglicht wird und damit der Weg zu einem Leben, das sich von dem ihrer Väter gründlich unterscheiden wird. „In der ersten Zeit", so hatte mir der Fachlehrer für Viehzucht erzählt, „mußte noch für unsere Schule geworben werden. Nicht überall war man schon zu der Einsicht gekommen, daß es besser ist, die Jungen und Mädchen etwas lernen zu lassen, statt sie, wie es üblich war, einfach aufs Feld zu schicken. Jeder wünscht wohl, daß seine Kinder es besser haben sollen, als sie es unter den Gutsherren hatten; aber nicht jeder begreift gleich, daß nur der frei ist, der seine Arbeit, seine Kräfte so einsetzt, daß aus dem bäuerlichen Werkeltag ein normaler Arbeitstag wird. Dazu aber braucht es nicht zuletzt Kenntnisse . . . Heute ist der Andrang der Bewerber um Aufnahme in die Fachschule so groß, daß wir die Wahl unter den Würdigsten haben. Auch daß sich hier schon für manchen begabten Landarbeitersohn der Weg zum Hochschulstudium eröffnet hat, hat sich am Ruppiner See herumgesprochen . . . Die Schweinehütten? Ja, die gefallen manchen immer noch nicht. Aber die Praxis gibt uns schon längst recht. Und die Zeit, die kommt, wird auch diejenigen überzeugen, die noch meinen, allein das Gewohnte sei das Richtige. Unsere Bauernkinder hier, die lernen und in der Praxis erfahren, wie unser Vieh gesundet und die Rassen kräftiger werden, repräsentieren diese Zeit."

Gnewikow mit seinen jungen Menschen, die durch den abendlichen Park spazierten, mit den Staren, die sich in den Baumkronen von den letzten Strahlen der Sonne anscheinen ließen, und mit dem die Gemüter erhitzenden Schweinedorf auf der Böschung lag bald hinter uns. Das nächstgelegene „hübsche Dorf" ist Karwe, einst Stammsitz derer von dem Knesebeck, die ihr Gut, wenn man Fontane und seinen Quellen glauben darf, lediglich der Körperlänge ihres Ahnherrn zu verdanken hatten.

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/49

Diese „Qualität“, die Tausende von Bauernburschen in preußischen Landen zum Jagdobjekt der Werber eines Königs machte, brachte dem Junker eine reiche Witwe ein – die unsägliche Majestät schenkte sie ihm einfach. Und seither hatten sie Karwe. Im Gutshaus ist jetzt die Zentralschule für die umliegenden Dörfer. Der Besitz ist auf weit über hundert Bauern verteilt worden, von denen sich schon über dreißig zu einer Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft zusammengeschlossen haben. Natürlich fragte ich meinen Lehrer, wie es denn gelungen sei, so viele Menschen auf einmal dafür zu gewinnen. Die Antwort, die ich erhielt, war eines modernen Erziehers würdig; und da mein Bericht vom Ruppiner See, dessen Ufer nun schon als braunviolette Schattenzeilen vor dem gelbgrünen Himmel standen, doch so landwirtschaftlich geworden ist, will ich versuchen, wörtlich wiederzugeben, was mir der Lehrer sagte. „Gewiß sind noch nicht alle Genossenschaftsbauern auch schon politisch von der Richtigkeit ihres Schrittes überzeugt. Aber sehen Sie, unsere Neusiedler sind zum großen Teil ehemalige Landarbeiter, fleißige Arbeiter wohl, sind aber doch keine Bauern gewesen. Darum fällt ihnen der Übergang leichter. Kaum einer hat früher einmal Veranlassung gehabt, sich über Anbauzeiten, Methoden und richtige Düngung Gedanken zu machen. Der Inspektor hat angeordnet: Fahr das Zeug morgen hinaus auf das und das Feld und streu es aus. Und er ist hinausgefahren und hat ausgestreut. Es gehörte ja zur Politik, Landarbeiter unwissend und teilnahmslos zu erhalten. So waren sie billig und unterstanden sich nicht, die Stunden zu zählen. Nun aber, auf eigenen Grund und Boden gestellt, spüren sie selbst, daß sie am ehesten aus der unverschuldeten Kümmerlichkeit und Unzulänglichkeit herauskommen, wenn sie sich zusammenschließen. Es ist ein Agronom da, und die Erfahrung der Besten kommt allen zugute. So lernen auch unsere werktätigen Einzelbauern besser, was und wann etwas zu tun ist und – und das wird für die wissenschaftliche und zeitgemäße Führung der Landwirtschaft am wichtigsten sein – warum etwas getan werden muß. Für ihre Kinder, die in unsere Schulen kommen, werden die großzügigeren Verhältnisse, in die sie hineinwachsen, eine Selbstverständlichkeit sein. So werden wir – mit einer einzigen Generation – schon neue Menschen haben, denkende, selbstbewußte und glückliche. Die Jungen sind auf dem Weg. Und ich möchte keinem raten, ihnen in die Quere zu kommen.“

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/50

BRANDENBURG AN DER HAVEL

Man kann sich drei Tage lang in Brandenburg an der Havel aufhalten, ohne die Anlagen des Stahlwerks zu Gesicht zu bekommen, dem doch eine so hohe Bedeutung für die Wirtschaft in unserer Republik zukommt. Aber nicht lange könnte man durch die alten Straßen der ehemaligen „Kur- und Hauptstadt" gehen, ohne zu spüren, daß man sich in einer Industriestadt, nicht in einem Landstädtchen, befindet. Hier ist der Märker ohne die sonst beobachtete Behäbigkeit, und hier trifft er nicht alle fünfzig Meter auf einen Bekannten, mit dem er zu plaudern hat. Niemand weiß mehr vom anderen, ob er hier geboren, aus einer anderen Gegend zugezogen oder bloß ein Besucher, ein „Fremder", ist.

Brandenburg ist eine moderne Stadt, in der sich Wohnviertel und Industrieanlagen nach außen drängen. Der alte Stadtkern, die Altstadt und Neustadt Brandenburg, mit den mächtigen Tortürmen an den ehemaligen Stadtgrenzen, hat sich den neuen Aufgaben angepaßt, ohne sein von den Jahrhunderten geprägtes Gesicht zu verlieren.

Die wenigsten Besucher, die in unseren Tagen nach Brandenburg kommen, sind Leute aus der ländlichen Umgebung, Bauern oder kleine Handwerker, die sich in den Läden der Stadt mit dem versorgen, was sie an Industriewaren benötigen. Nach Brandenburg kommen heute Werktätige aus der volkseigenen Schwerindustrie, Wirtschaftsfachleute und Funktionäre, zu Tagungen und Arbeitsbesprechungen, zum Erfahrungsaustausch. Es geht um die Grundlage unserer Wirtschaft, um unsere junge volkseigene Schwerindustrie.

Was hält Brandenburg von diesen Besuchern neuen Typs, was halten diese Besucher von Brandenburg? Solche Gedanken hätte sich die Abteilung Volksbildung beim

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/51

Rat der Stadt eigentlich machen können. Im Sommer 1952 hatte sie sich noch keine Gedanken gemacht.

Hinter gotischen Treppengiebeln im Anbau des Altstädtischen Rathauses in der Schustergasse, in sauber getünchten Räumen, fand ich freundliche Personen ... Einen gedruckten Führer oder Prospekt der Stadt? Nein, so etwas hätten sie leider nicht. Und selbst wisse man leider auch nichts, denn man sei ja nicht von hier. Aber es gäbe einen alten Herrn, seine Adresse hätte man, hier ist sie, und der wüßte über alles, was es in der Stadt zu sehen gäbe, Bescheid.

Gewiß hätte ich mich damit zufrieden gegeben, von dem alten Herrn Bescheid zu bekommen, wenn nicht am selben Abend eine Delegation von Neuerern, Aktivisten und Technikern aus dem Schwesterwerk an der Oder angekommen und in der etwas abgestandenen Pracht meines Hotels Logis genommen hätte. Dieses Hotel steht an der Straße, die die beiden erst im Jahre 1715 vereinigten, nicht zu allen Zeiten schwesterlichen Schwesterstädte, die Alt- und Neustadt, miteinander verbindet. Es kam, daß ich einen der Besucher bei einem Glas Bier fragte, wie ihm und seinem Kollegen das Städtchen Brandenburg gefiele. Sie waren gerade drei Tage in der Stadt. „Wir haben wenig Zeit", sagte er, „und wir sind ja nicht zum Besichtigen alter Gemäuer hierhergekommen. – Ja, die Kirchen, und so viele auf dem engen Raum, sind wirklich etwas hoch. Und in den Straßen hier innen ist es etwas beengt und düster, wie mir vorkommt. Aber die Kollegen vom Stahlwerk treiben viel Sport, wir haben sie in der Havel und auf dem Plauer See rudern und schwimmen sehen. Und das ist ganz beachtlich ..."

Das also ist der Eindruck, den die Besucher aus der tausendjährigen Stadt mit nach Hause nehmen. Und der alte Herr, der Bescheid weiß, kann da natürlich nicht abhelfen. Ich fragte mich und hätte dasselbe an maßgeblicher Stelle fragen sollen: Bei wem, wenn nicht bei diesen fortgeschrittenen Werktätigen, die mit jeder Stunde ihrer Arbeit, mit ihren besten Gedanken den Aufbau der Grundlagen unseres Wohlstandes und der friedlichen Zukunft unseres Volkes fördern, soll die Liebe zur Heimat erweckt werden? Wie sollen sie lieben, was sie nicht kennen können, was ihnen weder gezeigt noch erklärt wird?

Daß die Kenntnis von Geschichte und Kultur unseres Volkes unerläßlich für die Entwicklung des patriotischen Bewußtseins des modernen Menschen ist, haben die Kollegen vom Amt gewiß schon gehört und selbst versichert. Was aber tun sie, diese Kenntnis, diese Liebe den Menschen zu vermitteln, auf die es ankommt?

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/52

Denn solchen Werktätigen, wie es diese Hotelgäste neuen Typs sind, werden wir es zu verdanken haben, wenn unsere Städte in Zukunft davor bewahrt bleiben, alles, was ihre Schönheit und ihren Stolz ausmacht, zu verlieren. Schon sind für Brandenburg und damit für das deutsche Volk unersetzliche Bauwerke, die von jahrhundertelangem Fleiß und vom Selbstbewußtsein deutscher Menschen in der Vergangenheit gezeugt haben, verlorengegangen. Den angloamerikanischen Terrorangriffen sind vollständig zum Opfer gefallen: Das Neustädtische Rathaus, ein stattlicher Renaissancebau, dessen Kern aus dem 14. Jahrhundert stammte, das „Kurfürstenhaus" genannte schöne Bürgerhaus von 1543 in der Steinstraße und die Paulikirche, eine frühgotische Dominikanerkirche. Andere ebenso ehrwürdige Bauwerke aus der Vergangenheit stehen in Ruinen.

Immer noch besitzt die betriebsamste und bedeutendste Stadt an der Havel eine große Zahl von Baudenkmalen und in ihren Kirchen Bildhauerarbeiten, die von der künstlerischen Leistung vergangener Jahrhunderte Kunde und über eine weite Zeitspanne deutscher Kultur und Geschichte Aufschluß geben können.

Keiner von den Besuchern aber, die zur Arbeit nach Brandenburg kommen, wird auch nur durch Zufall die Dominsel finden können. Man muß abseits von der Verkehrsstraße, um den gotischen Turm des ehemaligen Mühlentors herum, über einen künstlich aufgeschütteten Damm gehen, den das gestaute und wieder entfesselte Havelwasser umrauscht. Aus dem Bereich der dröhnenden und stampfenden Mühlen kommend, deren Ahnen an der gleichen Stelle bis 1324 das Korn für den Markgrafen gemahlen haben, betritt man den Dombezirk. Er ist heute mit seinen Stiftsbauten und Kreuzgängen, mit Schule und Altersheim, die sich um die großzügig gegliederte rotbraune Masse des Doms lagern, ein stiller, abseitiger Winkel. Einst stand auf der Insel, heute noch Burg-Brandenburg genannt, die heißumstrittene Burg der slawischen Heveller, Branibor, deren Namen die Deutschen in Brandenburg umgewandelt haben. Diese Hevellerburg, 928 von Heinrich I. erobert, 983 im großen Slawenaufstand befreit, ist von dem letzten Slawenfürsten Pribislaw, der sich zum Christentum bekannte, das heißt schon politisch ohnmächtig war, im Jahre 1150 durch Legat an Albrecht den Bären gekommen. Sie hat dem ganzen neuen Kolonialland, für dessen Neubesiedlung die Nachkommen des „Bären" sorgten, den Namen gegeben.

Die askanische Zeit (bis 1320) war eine Zeit der Neugründung märkischer Städte. Da die alte Burginsel, die der Markgraf bald den Bischöfen überließ, für den ständigen

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/53

Zuzug von Handwerkern, Kaufleuten und Ackerbürgern aus dem Westen zu eng war, entstand schon 1170 an der Stelle des slawischen Dorfes Parduin die Altstadt Brandenburg. Den Namen des Dorfes kann man noch auf Straßenschildern nahe am Altstädter Rathaus finden. Die Bürger dieser Stadt teilten eine beträchtliche Feldmark unter sich auf, so daß etwa fünfundzwanzig Jahre später eine Neustadt auf dem gegenüberliegenden Havelufer nur noch Handwerker und Kaufleute aufnehmen konnte, deren Existenz gänzlich auf die städtische Marktwirtschaft gestellt war. Eine Stadtverfassung, die dem Magdeburger Stadtrecht nachgebildet war, sicherte dem Patriziat, der bald wirtschaftlich herrschenden Schicht der Kaufleute und der sonstigen „Ehrbarkeit", gegenüber dem Landesherrn eine gewisse Selbständigkeit der Verwaltung und vor allem der Rechtsprechung. Der brandenburgische „Schöppenstuhl" wurde bald zu einer Beratungs- und Berufungsinstanz für die übrigen märkischen Städte, von denen viele, darunter auch Berlin, das brandenburgische Recht übernommen haben.

Um 1320, als beim Aussterben der Askanier durch Nachfolgestreitigkeiten ständige Fehde im Lande herrschte, waren die Städte der Mark stark genug, sich zeitweilig zu einem „Landfriedensbund" zusammenzuschließen und so auf die fürstlichen Anwärter der Mark einen gewissen Druck auszuüben, mit dem sie die Anerkennung gewisser Rechte erzwangen. Es waren vor allem Rechte auf wirtschaftliche Ausbeutung der ländlichen Umgebung. Altstadt und Neustadt Brandenburg, unter verschiedene Herrschaft geraten, schädigten sich allerdings schon in dieser Zeit durch uneiniges politisches Handeln. Die maßgeblichen Geschlechter hielten es in kurzsichtigem Eigennutz immer mit dem Herrn, der ihnen gerade Vorteile versprechen konnte. Abwechselnd hing die eine oder die andere der beiden Städte den Wittelsbachern oder dem „falschen Woldemar" an oder wollte die anhaltinischen Askanier als Herren im Lande sehen. Obgleich gerade die Zeit der Anarchie und des Faustrechts am Ende des vierzehnten Jahrhunderts vielen Städten Vorteile durch selbständiges politisches Handeln brachte, den Anschluß an die Hanse ermöglichte und zum Beispiel Berlin den Besitz der wichtigen Zoll- und Sperrstelle Köpenick eintrug, blieb Brandenburg hinter anderen Städten zurück. Friedrich von Hohenzollern, dem die Neustadt Brandenburg am 22. Juli 1412 huldigte und dem der Brandenburger Bürger Niklas Upslacht ein Danklied für seinen Sieg über die Quitzows sang, nahm doch seine Residenz in dem wirtschaftlich kräftigeren Berlin, das, mit Kölln zusammen an der Spitze des märkischen Städtebundes, sich nicht ohne weiteres der

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/54

neuen Herrschaft beugen wollte. Das Recht auf freie Ratswahl behielt Brandenburg bis 1619. Aber die Selbständigkeit der Städte, die Initiative ihrer Bürger schwand unter der kurfürstlichen Verwaltung, vertreten durch den Steuerkommissarius, schnell dahin.

Die Stadt hat den einzigen märkischen Geschichtsschreiber, dem wir die wichtigste Quelle über die Quitzowzeit verdanken, den Stadtsekretär Engelbert Wusterwitz, hervorgebracht. Der märkische Wohlstand, den man der Tuchmacherei und dem Handel mit Mitteldeutschland, besonders mit Leipzig und Erfurt, verdankte, kam nach dem Dreißigjährigen Kriege gänzlich zum Erliegen. Die rückständig-mittelalterliche Verfassung ließ auch die zur Wiederbelebung des Gewerbes eingesetzten französischen Tuchmacher lange nicht zur Blüte kommen. Erst die Städteordnung vom Jahre 1807 brachte auch für Brandenburg ein gewisses Maß von Selbstverwaltung und eine Verfassung, die es ermöglichte, mit der Mißwirtschaft miteinander verschwägerter Ratsfamilien, die das Stadtregiment an sich gebracht hatten, aufzuräumen.

Im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts entstanden die ersten großen Industrieanlagen, darunter die Brennabor-Werke, die den alten slawischen Namen der Stadt wieder für einige Zeit bekannt machten.

Der zweite Weltkrieg hat der Stadt unersetzliche Verluste gebracht. Aber schon wenige Jahre nach der Befreiung unseres Volkes aus politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen, die zwangsläufig Verelendung und Krieg bringen mußten, ist der Grundstein zum Stahlwerk Brandenburg gelegt worden. Mancher Bauernsohn und Landarbeiter wurde Industriearbeiter, viele Fachkräfte wanderten aus allen Teilen Deutschlands zu. Das konnte auf den Bewußtseinsstand der vorwiegend ländlichen Bewohner des weiten Umkreises der Havelstadt nicht ohne Einfluß bleiben. Aus Schutt und Schrott erhoben sich über der Havel moderne Hochöfen, die Tausenden von Menschen nicht nur Arbeit, sondern auch das Vertrauen auf eine glücklichere und stolze Zukunft unseres Vaterlandes geben. Die Havelstadt hatte im Mittelalter eine kurze Blütezeit, von der jetzt noch großartige Werke künden. Sie sprechen von der Macht der Kirche und vom Wohlstand der Bürger, von Vergangenem; sie sprechen aber vor allem vom Fleiß und Gedankenreichtum, vom künstlerischen Sinn des deutschen Volkes, der nicht untergegangen ist, von etwas Gegenwärtigem. –

Das Land an der Havel, im einstigen Staate Preußen nur als flaches Land, als Hinterland der Hauptstadt angesehen und von der Geschichte vergessen, hat wieder

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/55

Anschluß an das Leben der Nation gefunden. In Stadt und Land hat die Arbeiterklasse im Bündnis mit den werktätigen Bauern und der Intelligenz die Führung im Kampf für das Wohlergehen und eine stolze, friedliche Zukunft unseres Volkes übernommen. Was von den Bauern, unterstützt von technisch hochqualifizierten Arbeitern der Traktorenstationen, was an Hochöfen und Walzstraßen unserer Stahlwerke zur Steigerung der Arbeitsproduktivität geleistet wird, sind Taten, die sich auf das ganze deutsche Land auswirken. Es sind patriotische Taten. Denn jede Erhöhung der Produktion in Stadt und Land verstärkt das Lager des Friedens, kräftigt unseren jungen demokratischen Staat. Aber sie stärkt auch unsere fortschrittlichen Landsleute in Westdeutschland, die unter schwereren Opfern, gegen einen Feind, dem die Macht noch nicht entwunden ist, für eine schönere Zukunft Deutschlands in Einheit und Frieden kämpfen.

Unsere Romantik, unsere Träume sind nach vorwärts gerichtet. Wir wissen, daß eine Zeit angebrochen ist, in der die Leiterin einer Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft bald nicht mehr seufzend bekennen muß: „Ja, zum Bücherlesen sind wir noch kaum gekommen." Denn schon wußte diese märkische Bäuerin: „Aber bald wird das bei uns anders sein!" Das ist jenes positive Träumen, das Lenin gemeint hat, weil er auf die Kraft der arbeitenden Klassen, diese Träume zu verwirklichen, vertraut hat. Unter der Hand des Menschen selbst entfalten sich seine Fähigkeiten, entfaltet das Land seine Möglichkeiten, erwächst die Liebe des Märkers zu seiner Heimat.

Die arbeitenden Klassen haben in Deutschland bis in unsere Jahre ihre Kunstfertigkeit, ihre geistige Produktivität nur im Dienste einer Ideologie entfalten können, die einer Ausbeuterklasse diente. Dennoch: Beweisen nicht die mächtigen Dome, die Rat- und Bürgerhäuser, die noch unsere Städte schmücken, daß in ihnen der Geist junger Klassen triumphiert hat? Beweist nicht jede kühne Bogenwölbung, jeder zu den Wolken strebende Turm, daß der Geist der Befreiung, nicht der der Unterdrückung, dem Architekten die Hand geführt hat? Sie sprechen deutlich genug von aufsteigenden Klassen, die einst mit ihren Leistungen die Menschheit vorwärtsgebracht haben. Die Epochen der Misere, der Stagnation, sind nicht imstande gewesen, in unserer Heimat dauernde Spuren, Denkmale und Kunstwerke von Bedeutung, zu hinterlassen.

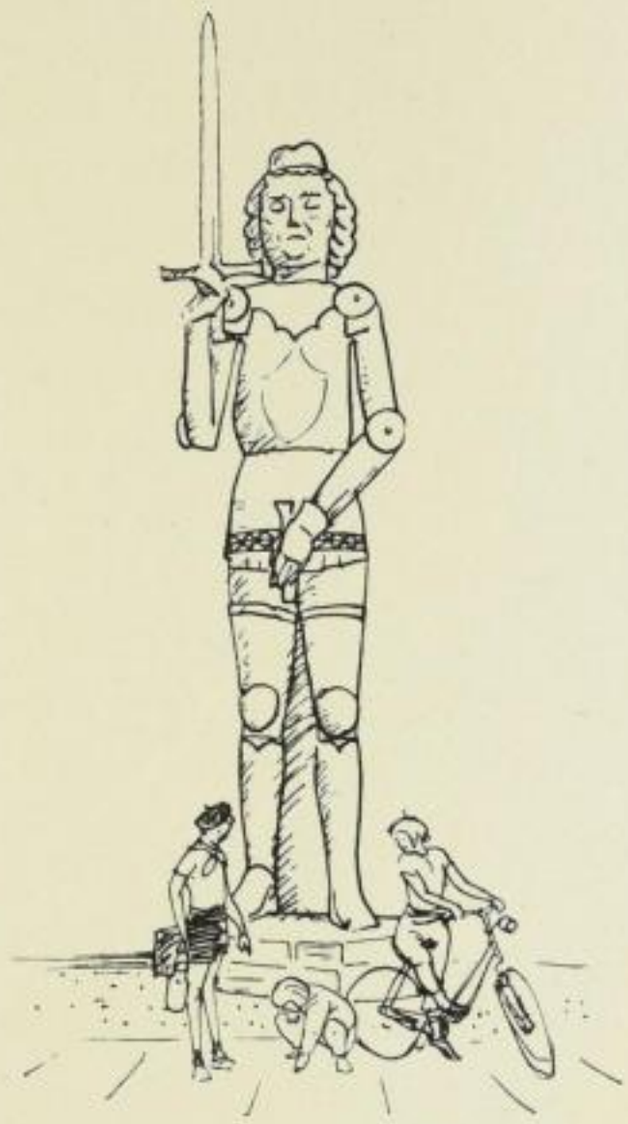
Die Werktätigen, vom ökonomischen und politischen Joch einer zum Verbrechertum entarteten Klasse befreit, nehmen die Heimat und das Kulturerbe der Nation

Sächs. Landes-Bibl.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id494643609/56

schützend in ihre Hände. Sie lieben die Heimat nicht als einen Sumpf oder als eine Wüste, sondern um der Menschen willen, die seit Jahrhunderten das Moor in fette Weide, den Urwald in üppige Fluren und die Landdünen in blühende Obstgärten verwandelt haben. Sie lieben ihr Land um der fortwirkenden Gedanken und der segensreichen Taten willen, die es in seinen Menschen erweckt hat.

Wir lieben unsere Heimat, weil sie mit Fluren und Städten davon kündet, daß niemals Verzweiflung und Resignation in ihr gesiegt hat, weil sie, endlich zu einer wirklichen Heimat der Werktätigen geworden, voll von Menschen ist, die sich an ihrer Schönheit freuen und die diese Schönheit mit jedem Spatenstich, mit jedem Griff an der Maschine noch reicher machen.



SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/57

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/58

1

Havelland — altes Bauernland

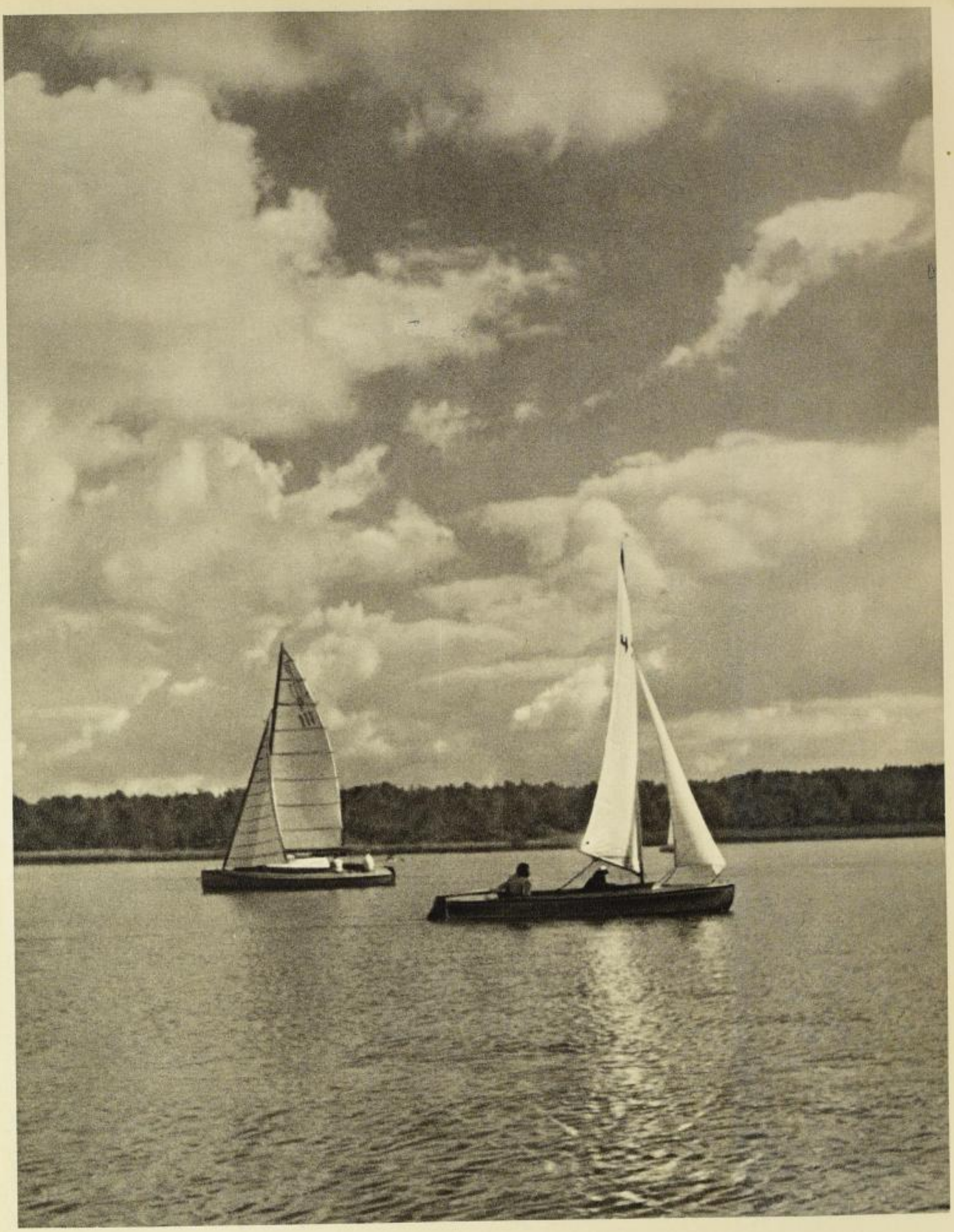
SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/59

Havelufer bei Plaue

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/60

Junge Werktätige einer Betriebssportgemeinschaft

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/61



Begegnung unter Sommerwolken

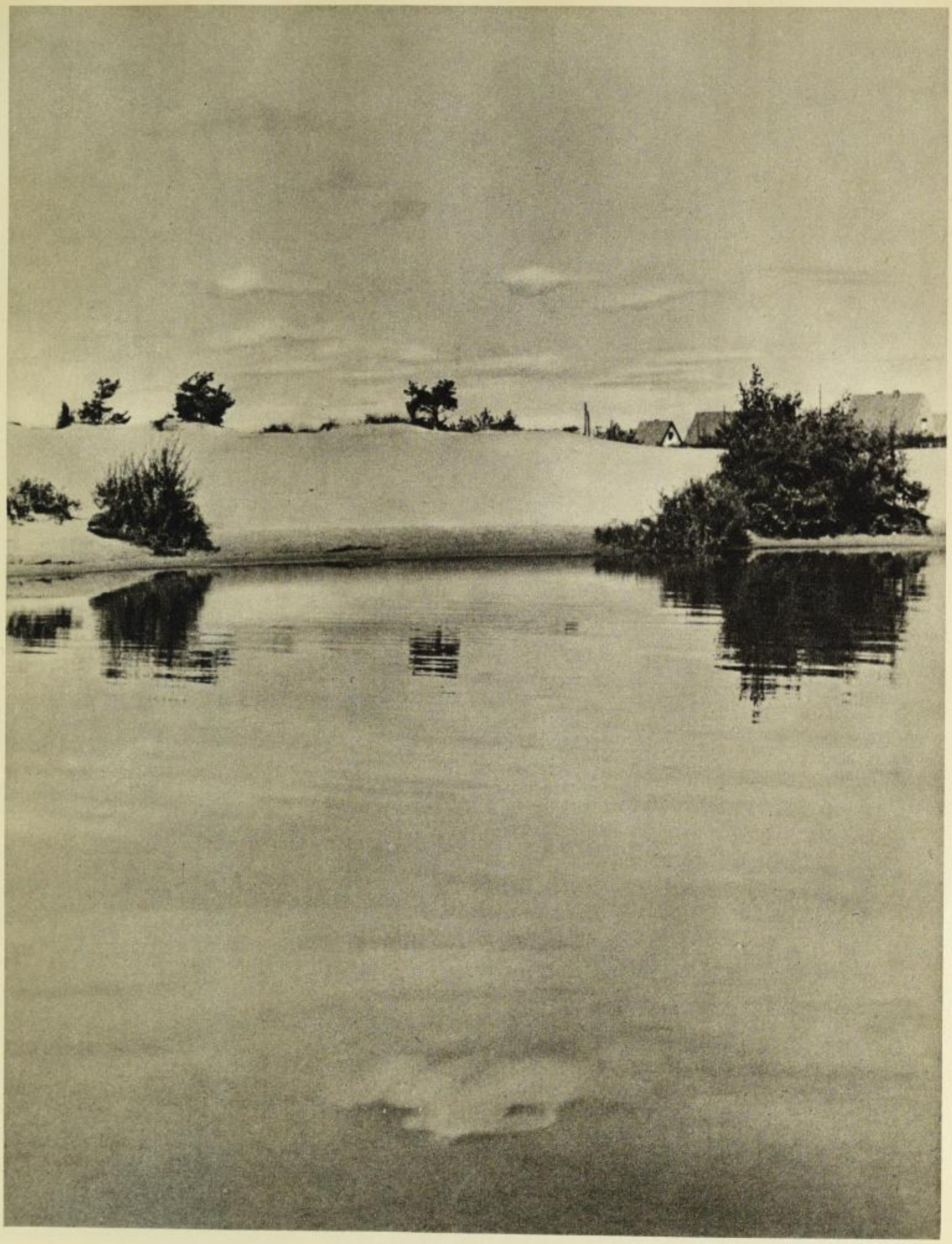
SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/62

Kinderstrand

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/63

Dünensand bei Oranienburg-Süd

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/64



Fast eine ostasiatische Landschaft . . . (Oranienburg-Süd)

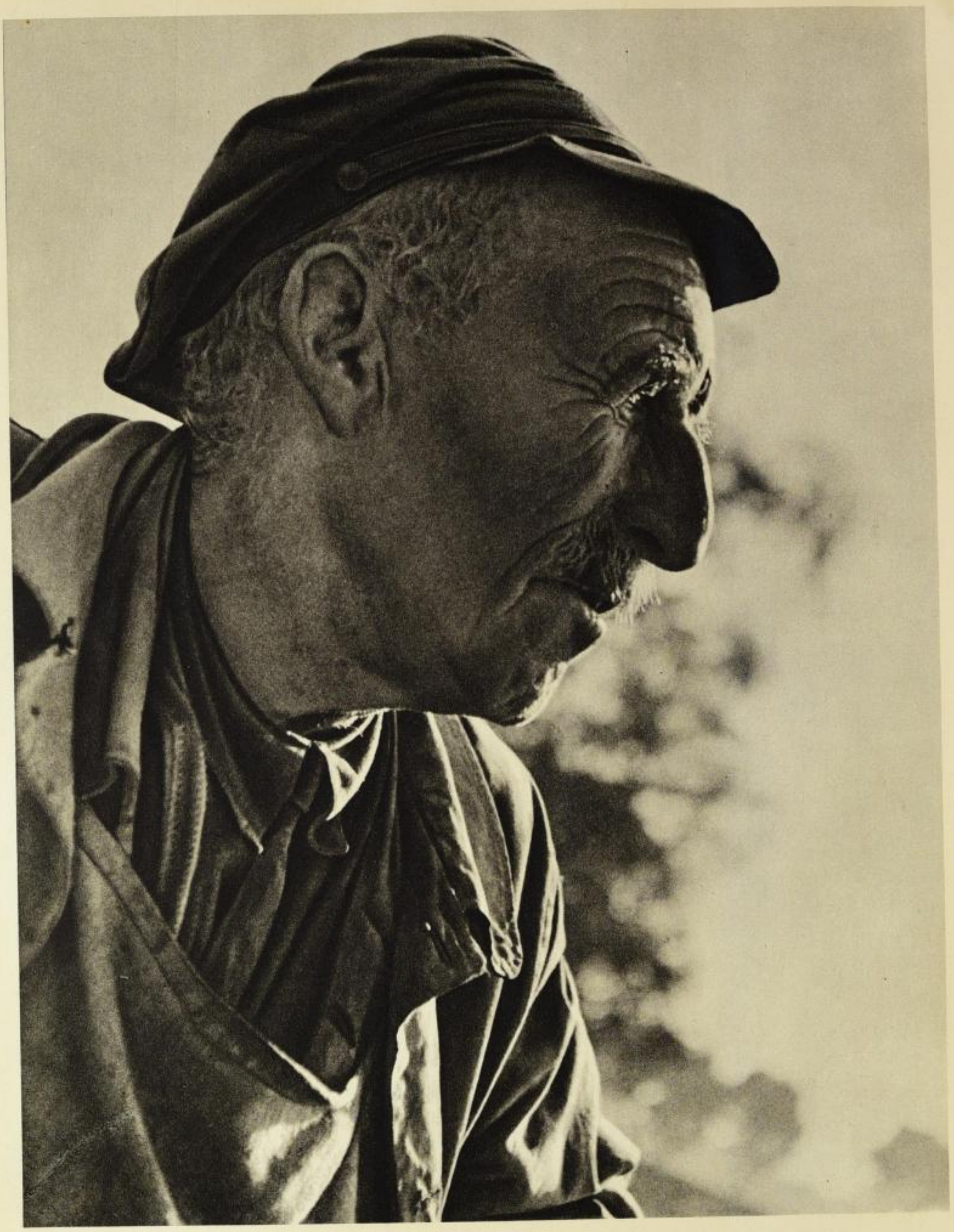
SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/65

Koppel im Kremmer Luchland

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/66

Ein Tor im Schilfgürtel

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/67



Alter Bauer aus Kremmen

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/68

. . . und junger Siedler

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/69

Hoher Himmel über der Mark

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/70

Sommerweg — Ernteweg

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/71

Wassersiedler: die Erlen

Seerosen in den ruhigen Winkeln unserer Gewässer

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/72

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/73

Heimtrieb

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/74

Nebliger Morgen am See

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/75

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/76

Die Seefront. Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff (1699-1753) baute Schloß Rheinsberg in den Jahren 1737 bis 1739 um

Rheinsberg, Parktor

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/77

Türme und Kolonnade an Knobelsdorffs Schloßbau in Rheinsberg

Rheinsberg. Bauliche Gliederung am Südgiebel

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/78

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/79

Schloß Rheinsberg, Decke im „Muschelsaal"

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/80

Teepavillon im Rheinsberger Park

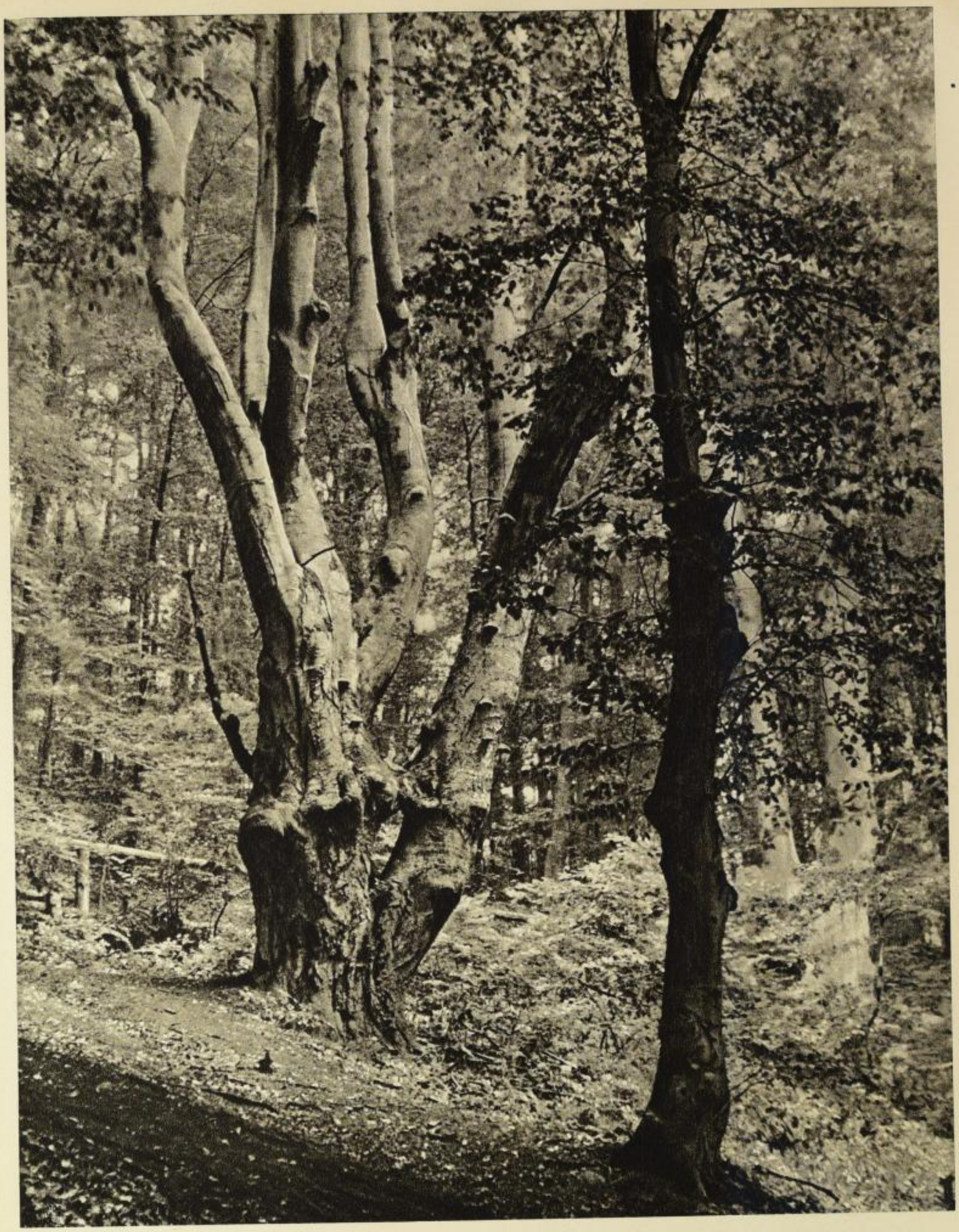
SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/81

Apollo, Beschützer der Musik und der Dichtkunst. Gartenfigur in Rheinsberg

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/82

Weg in den Mischwald (Rheinsberg)

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/83



Ruppiner Land: An der Boltenmühle

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/84

Neuruppin, Motiv aus dem „Tempelgarten". Der Pavillon wurde von Knobelsdorff als offener Tempel entworfen

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/85

Neuruppin. Eine der schönen klassizistischen Fassaden

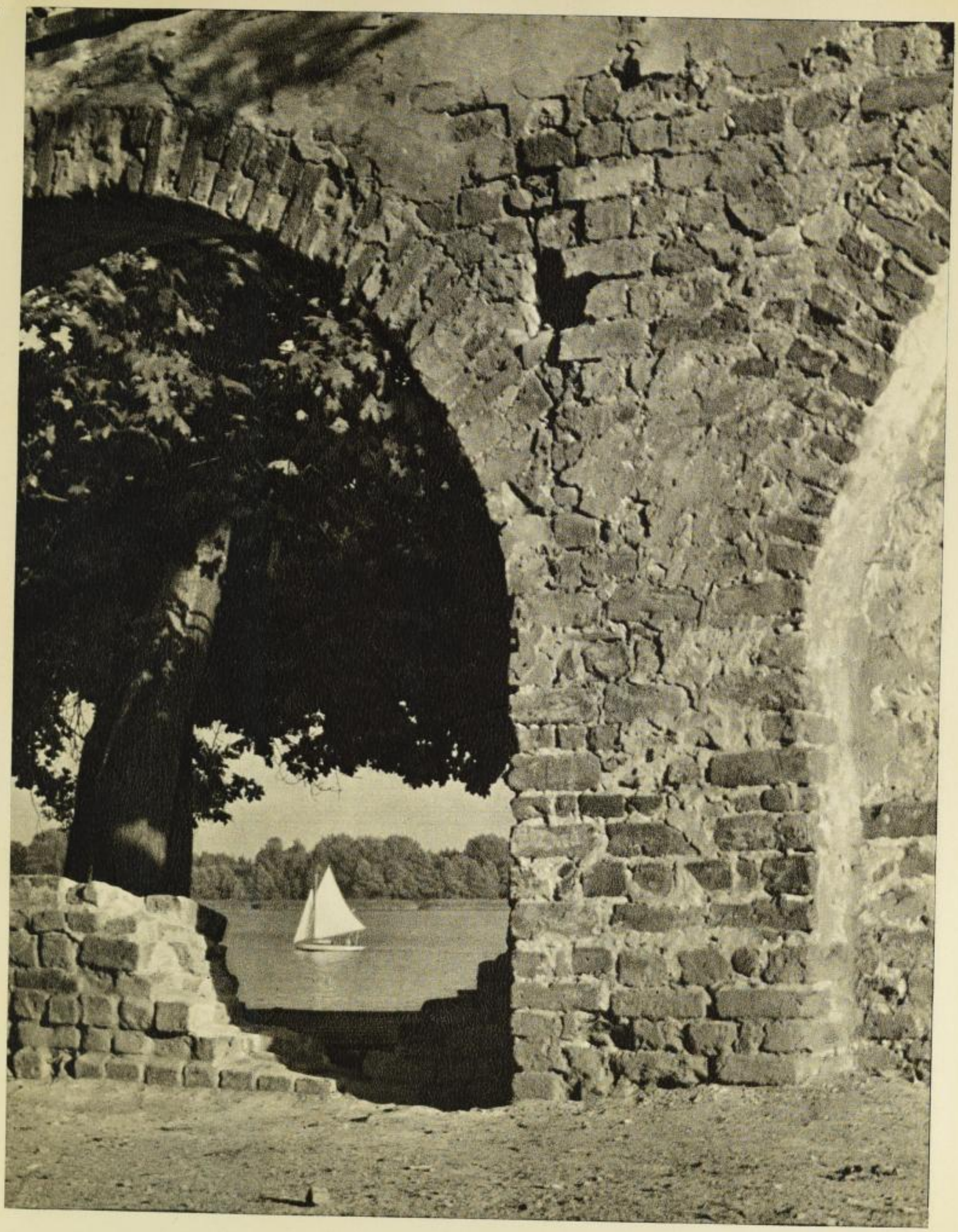
SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/86

Neuruppin, Klosterkirche. Hohe, schmale Fenster und schlanke Strebepfeiler verstärken die Höhenwirkung des Gebäudes

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/87

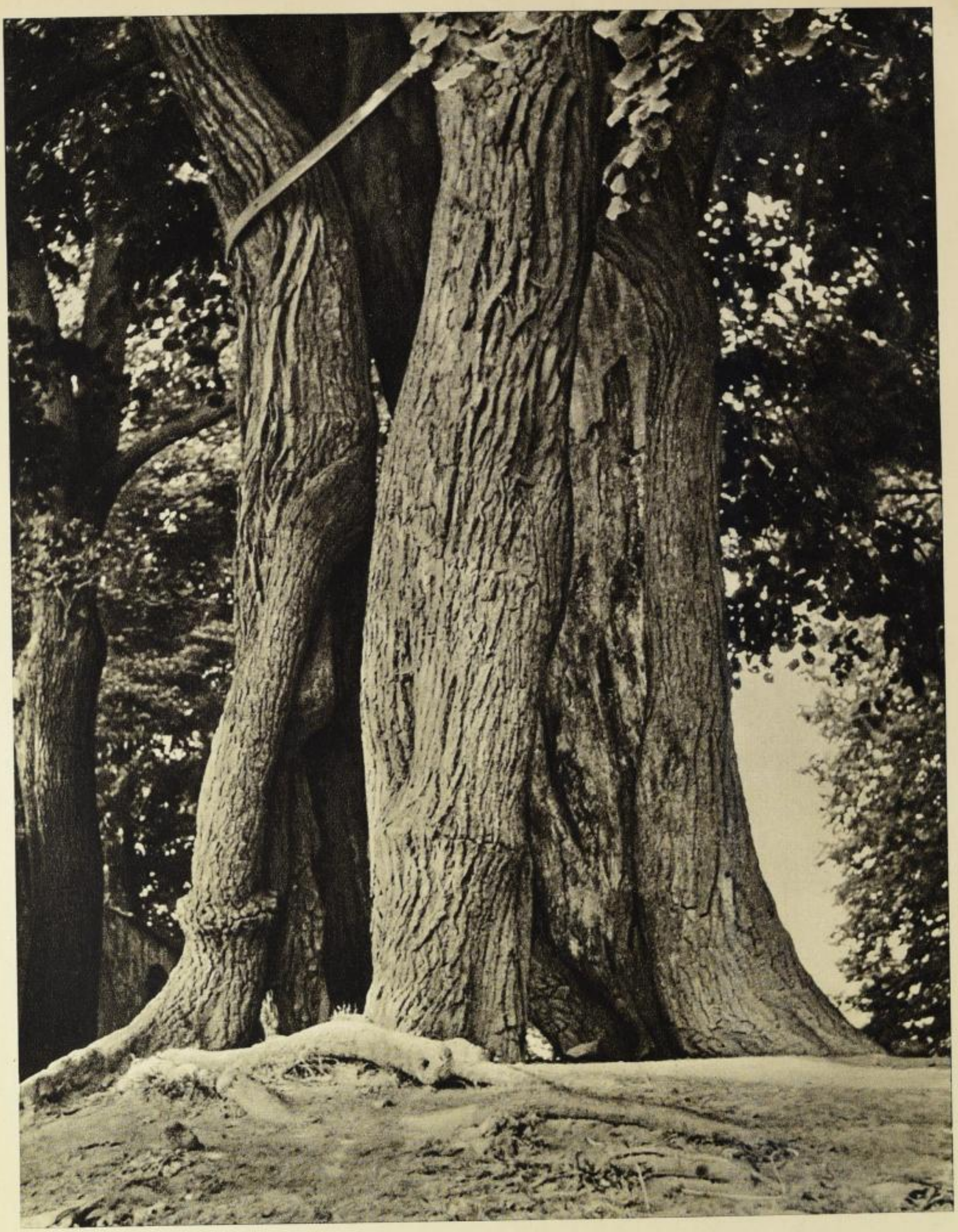
Üppiger Laubwald in der „Ruppiner Schweiz"

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/88



Durchblick auf den Ruppiner See

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/89



Wichmann-Linde in Neuruppin

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/90

Buchenwald am Bienenbach (Ruppiner Land)

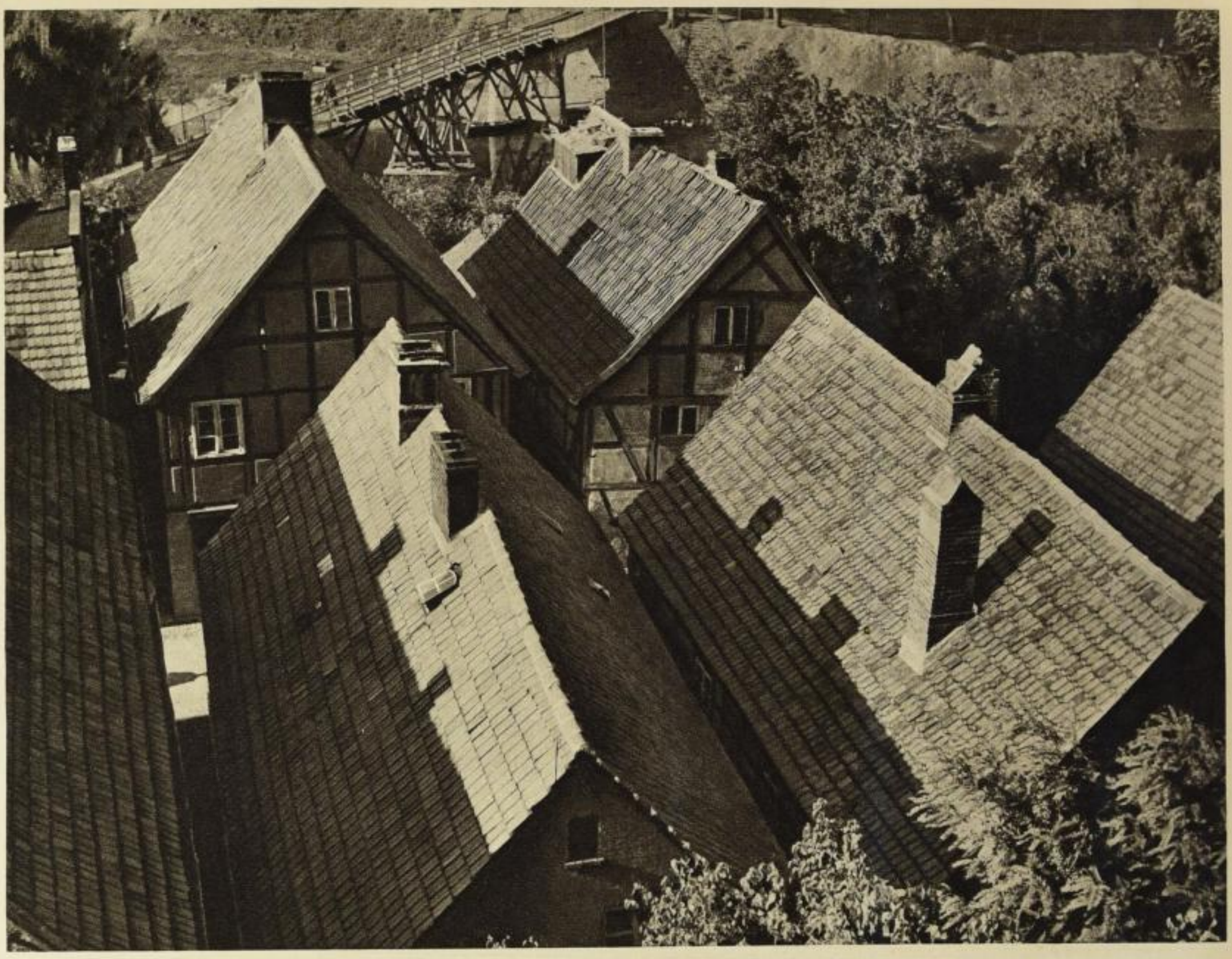
SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/91

Gefleckte
Knabenkraut

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/92

35 *Havelberg. Das breite Glockenhaus des Doms ragt beherrschend über dichtgedrängte Giebel*

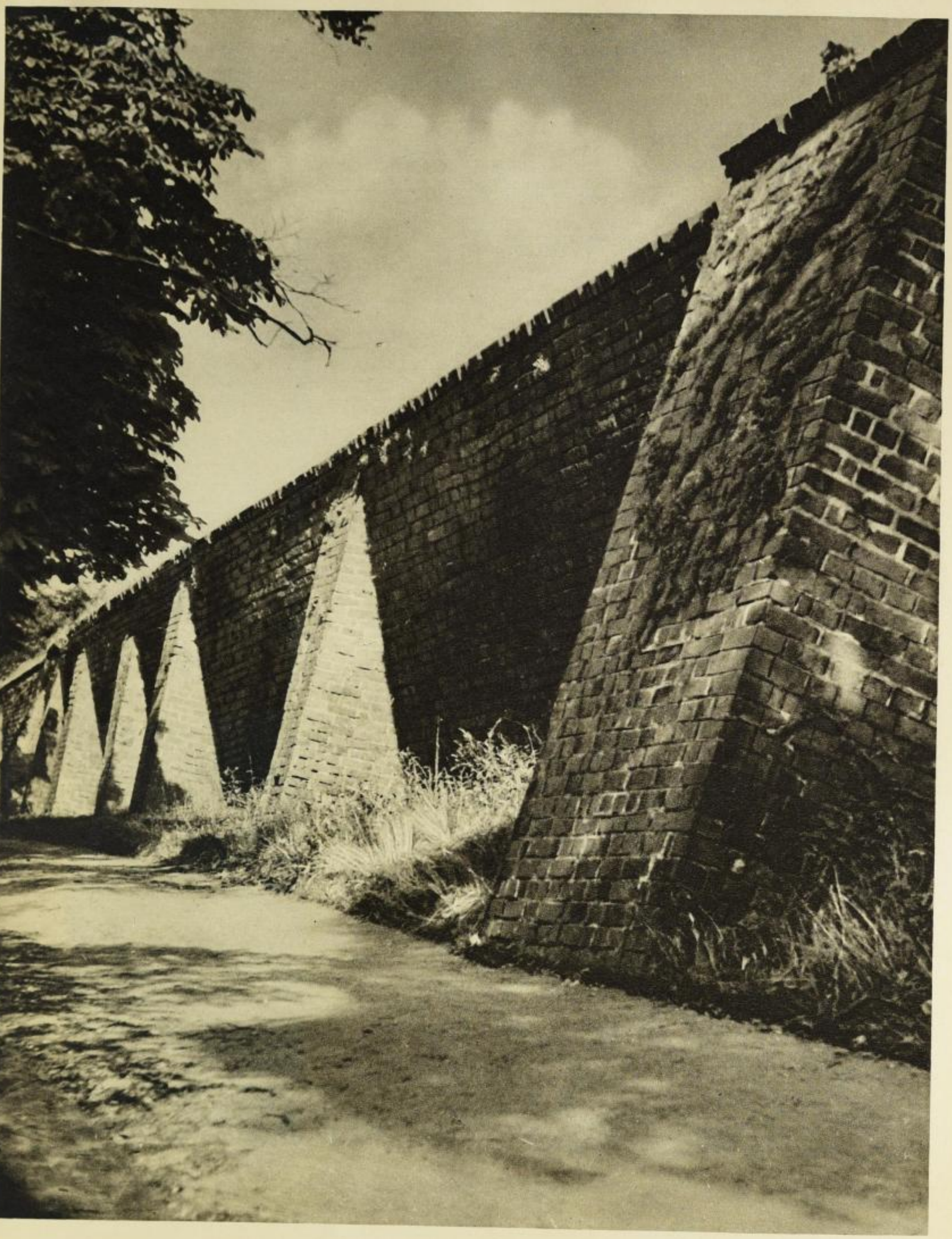
SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/93



Havelberg. Giebel zu Füßen des Dombergs

Eine feste Ummauerung schließt den Dombezirk gegen die Stadt ab

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/94



Treppensteig zum Dom

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/96

Havelberger Dom. Blick über die Lettner-Rückwand durch das Mittelschiff nach der Orgelempore

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/97

Havelberger Dom. Novize als Leuchterfigur

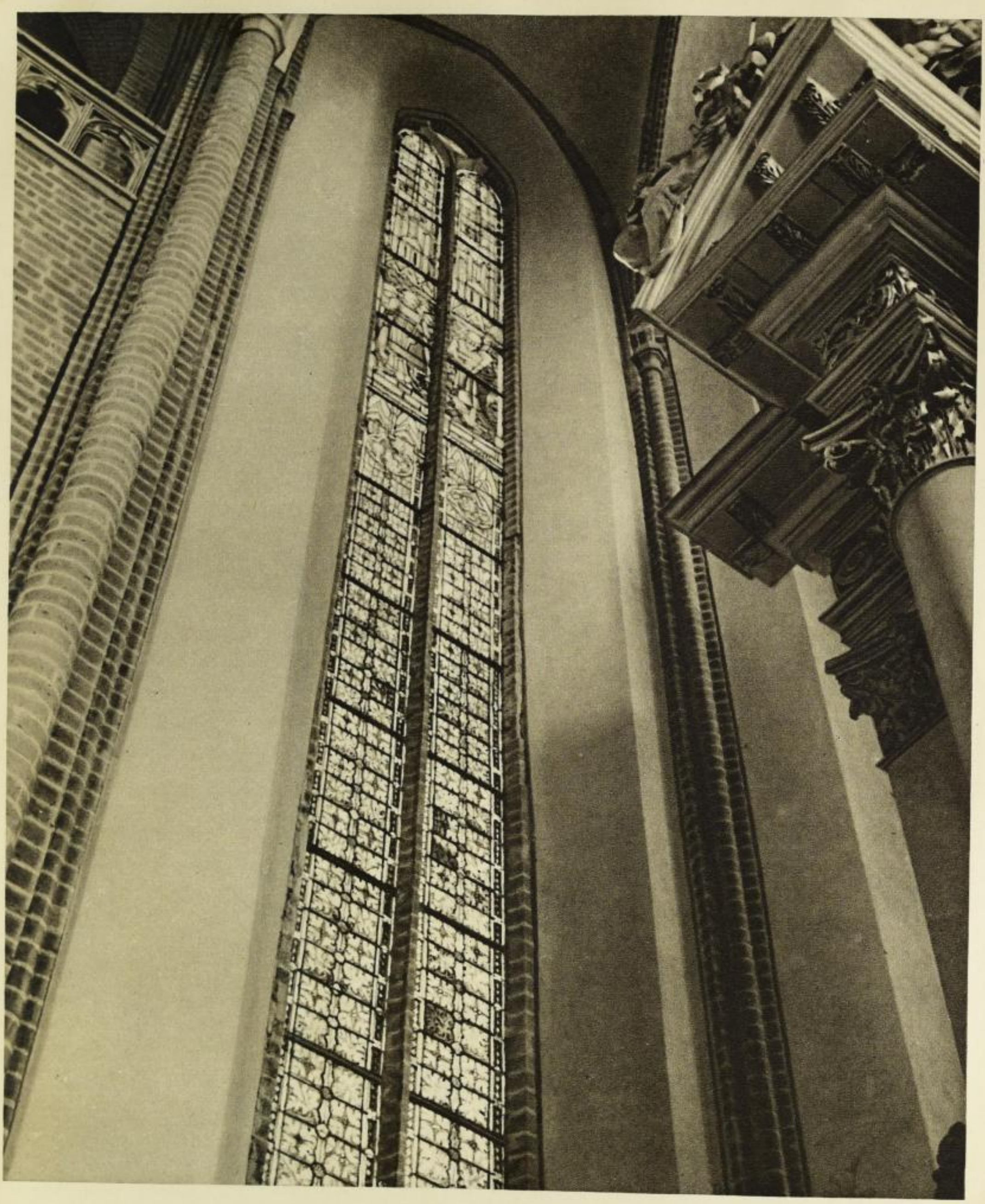
SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/98

Havelberger Dom. Durchblick auf die Sandsteinleuchter der alten Chorschranke

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/99

Koch und Kellermeister als Leuchterträger (um 1330). Dahinter Aufgang zum Lektorium

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/100

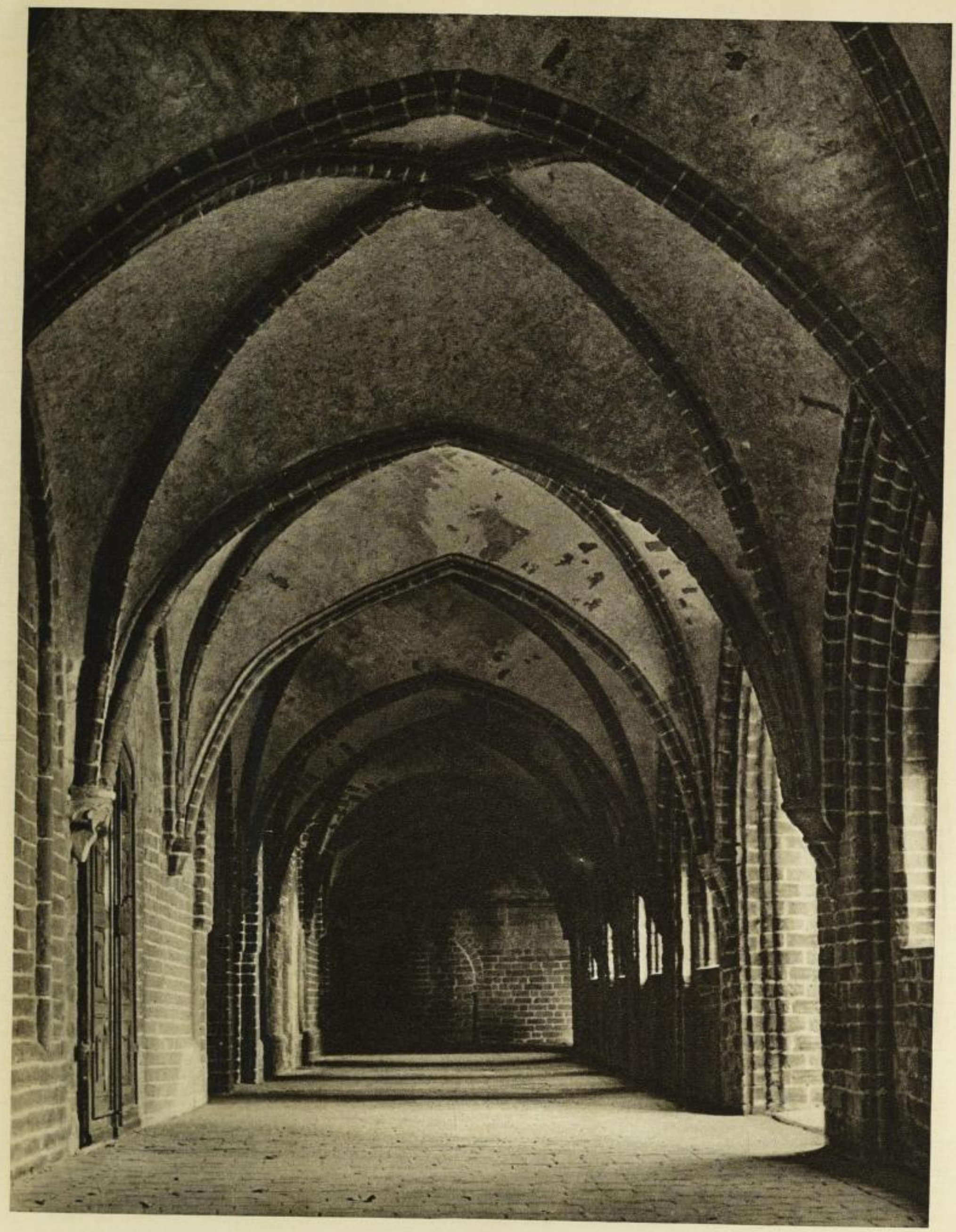


Havelberger Dom. Blick in die Höhe des Chors

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/101

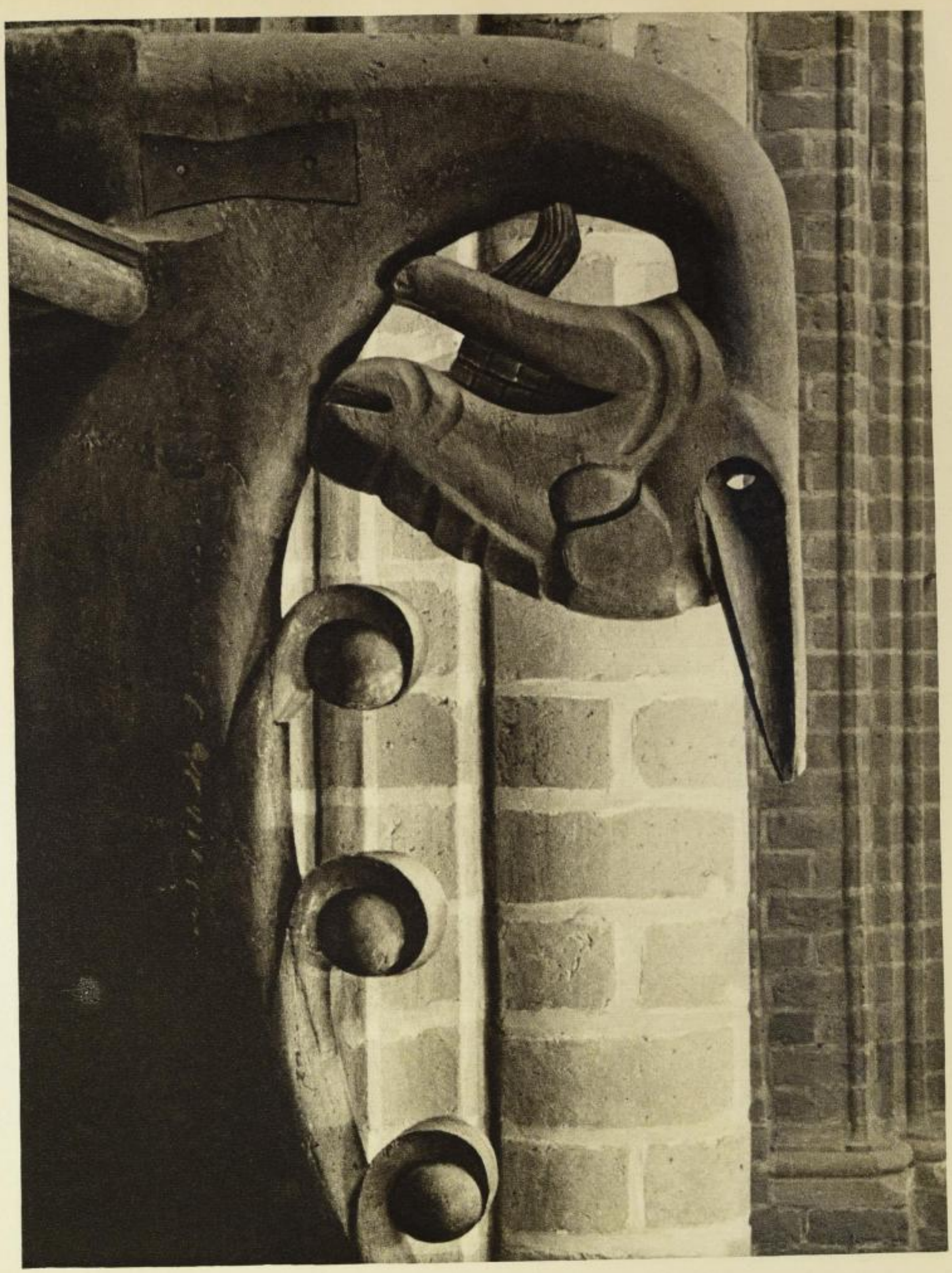
Havelberger Dom, Lettnerfries: Gefangennahme Christi. Dieser Lettner gehört neben dem im Dom zu Halberstadt zu den bedeutendsten der Spätgotik

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/102



Dombezirk. Aus dem Kreuzgang

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/103

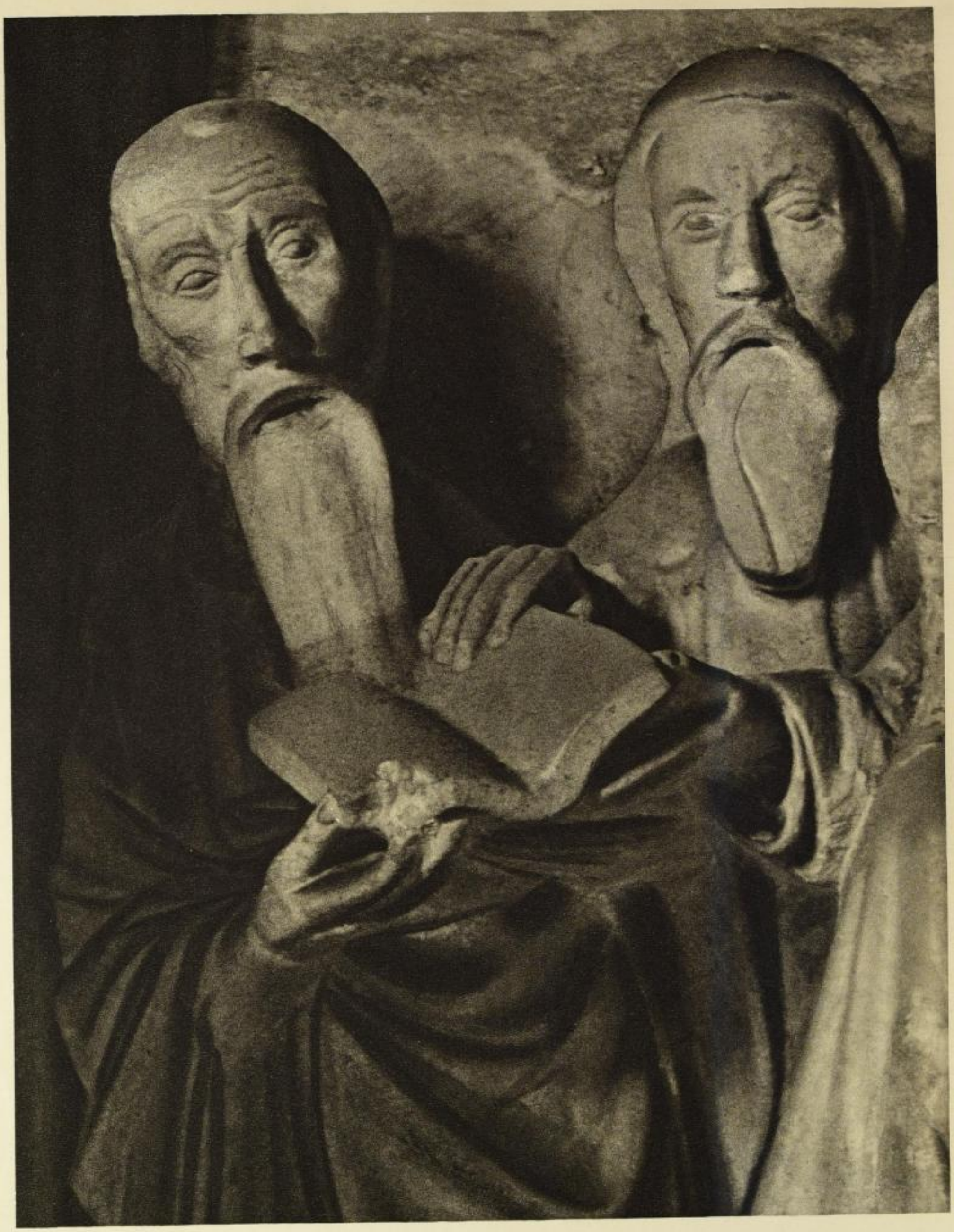


Dom. Der Bildschnitzer hat schlafende Eselsköpfe als Seitenwangen an dem Chorgestühl der Kapitelherren angebracht

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/104

Trauernde Frauen vom Lettnerfries

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/105

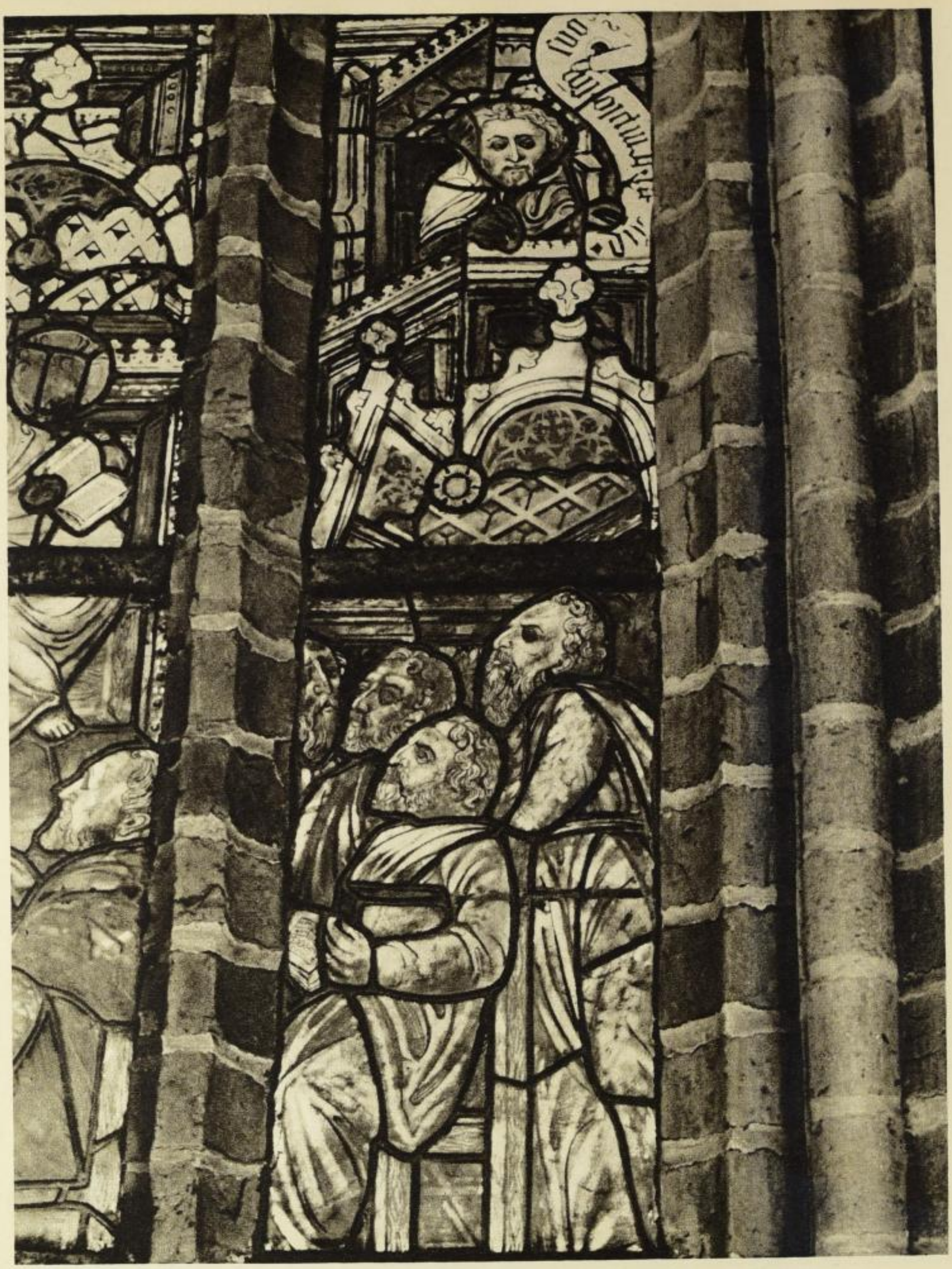


Zwei Propheten von der nördlichen Chorschranke

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/106

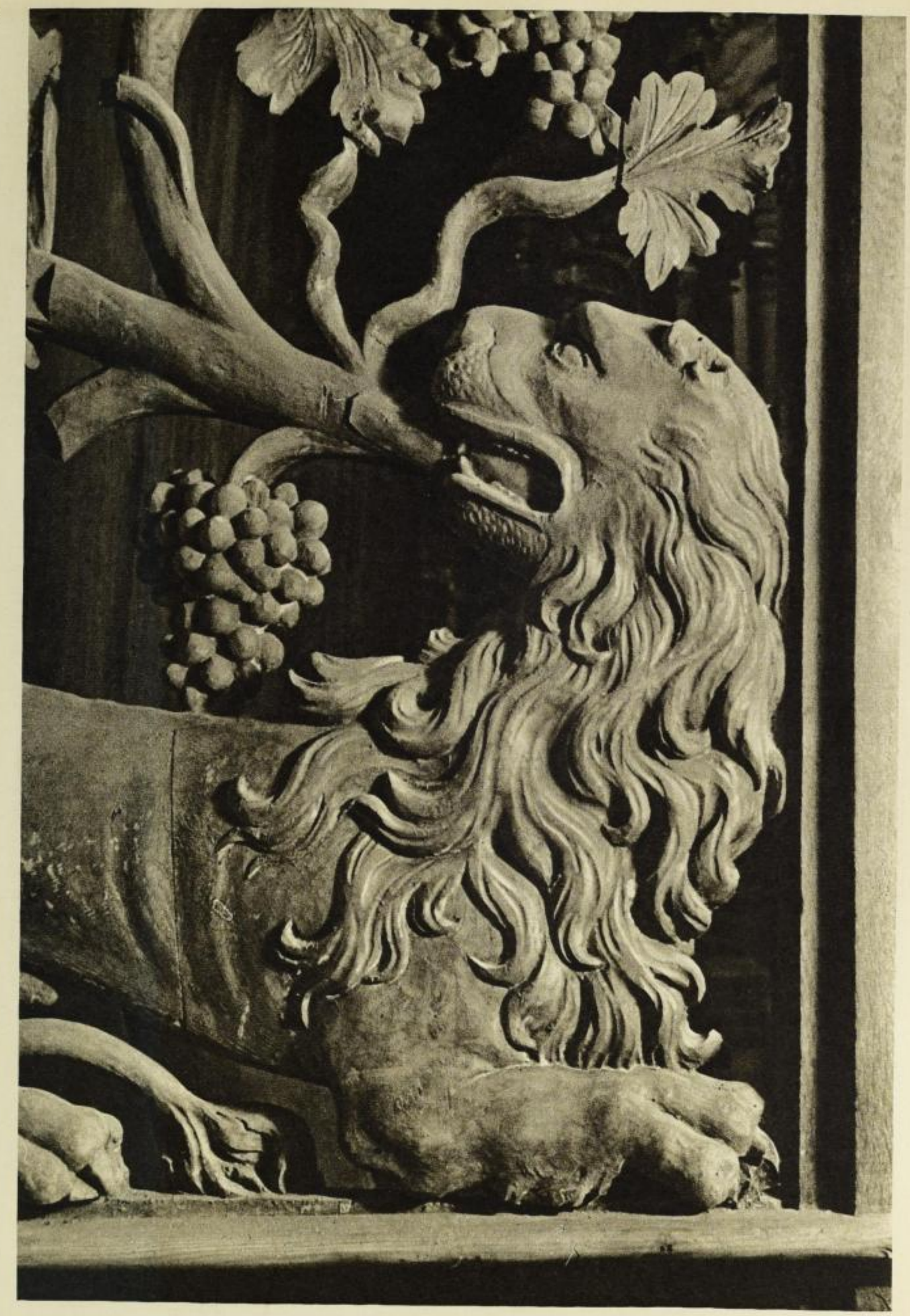
Musizierender Engel von einem hochgotischen Chorgestühl (Dom)

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/107



Havelberg. Detail der alten Glasmalerei im Dom

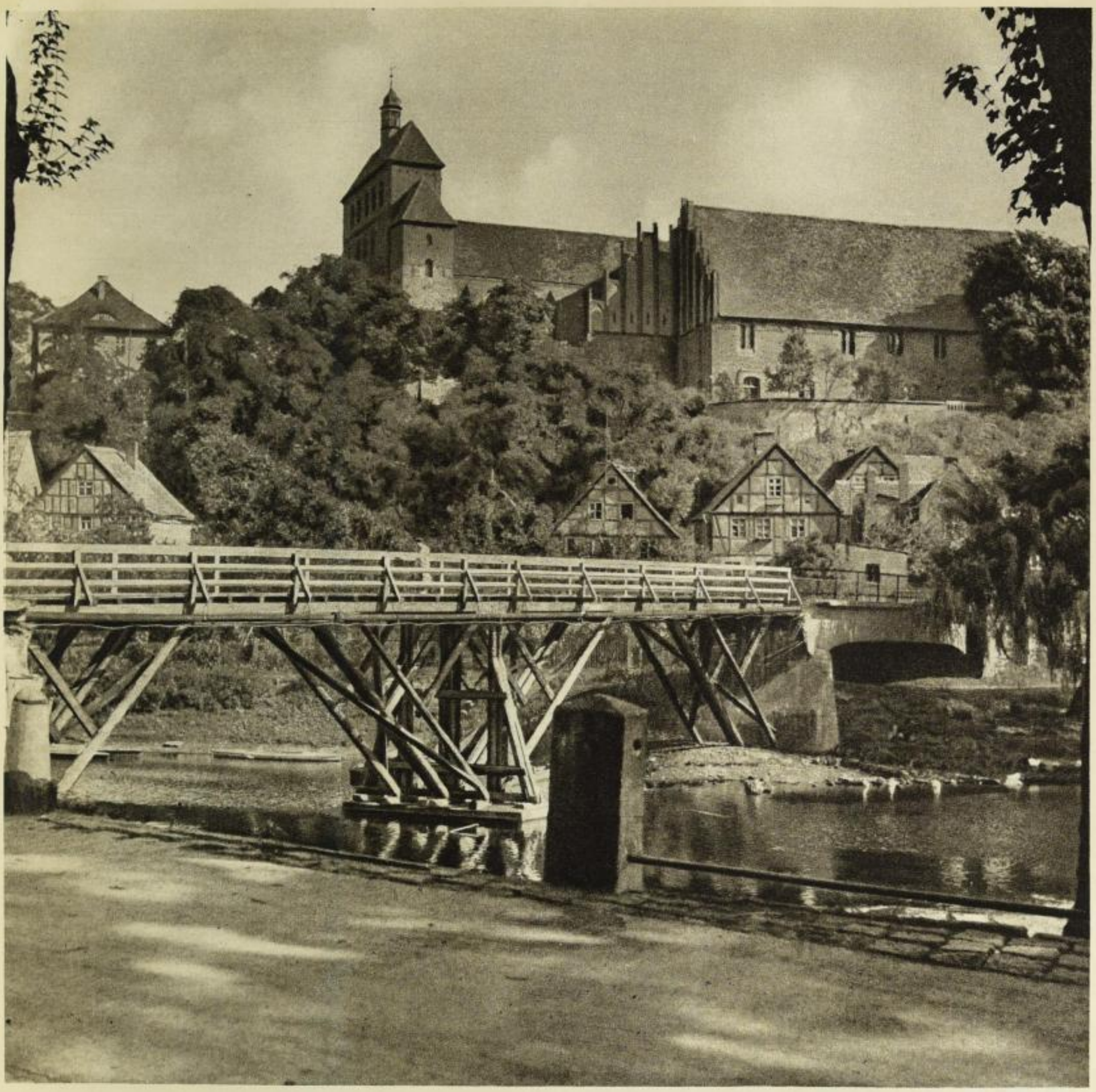
SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/108



Löwe und Weinstock am Gestühl der hohen Geistlichkeit

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/109

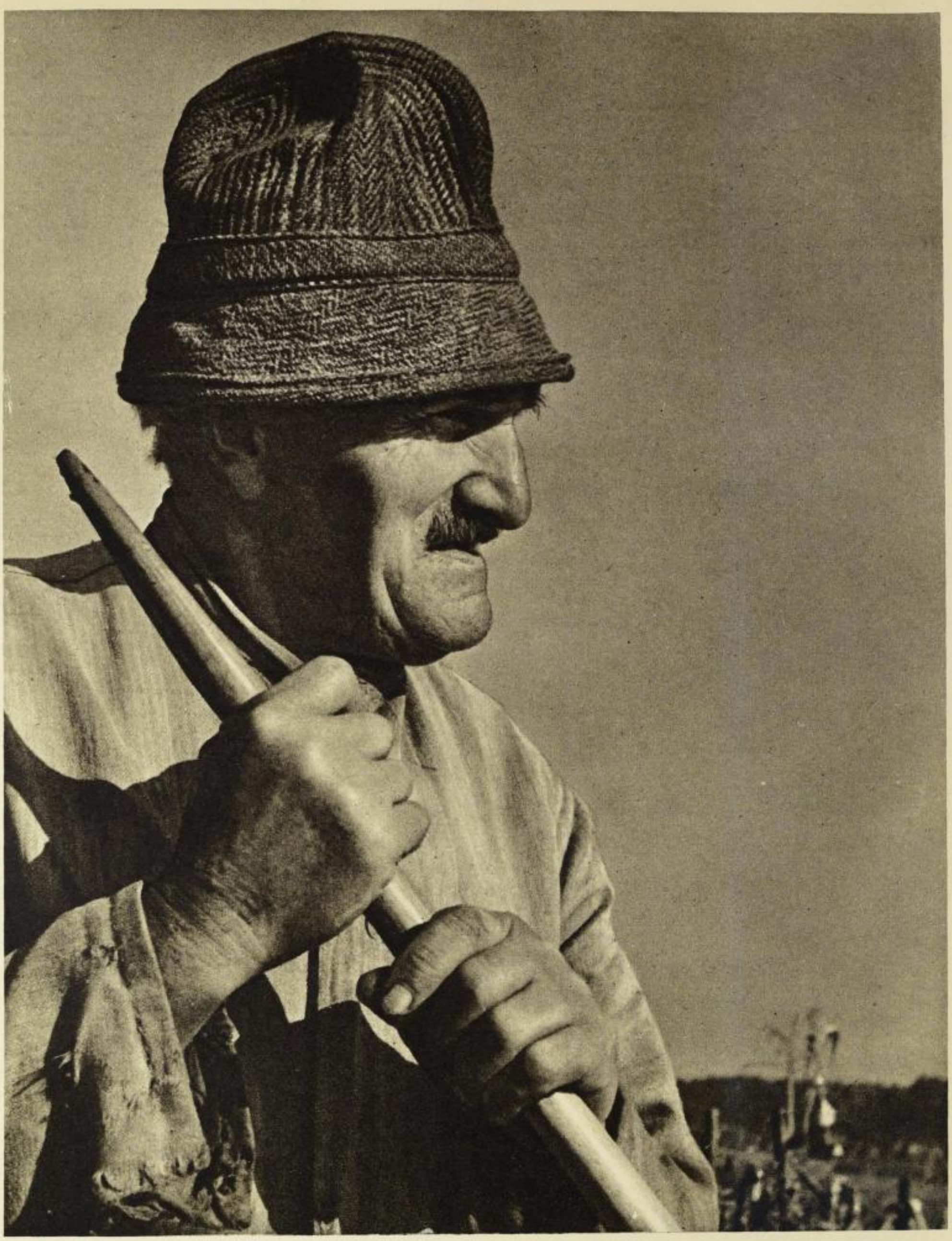
SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/110



Domkirche und Stiftsbauten in Havelberg

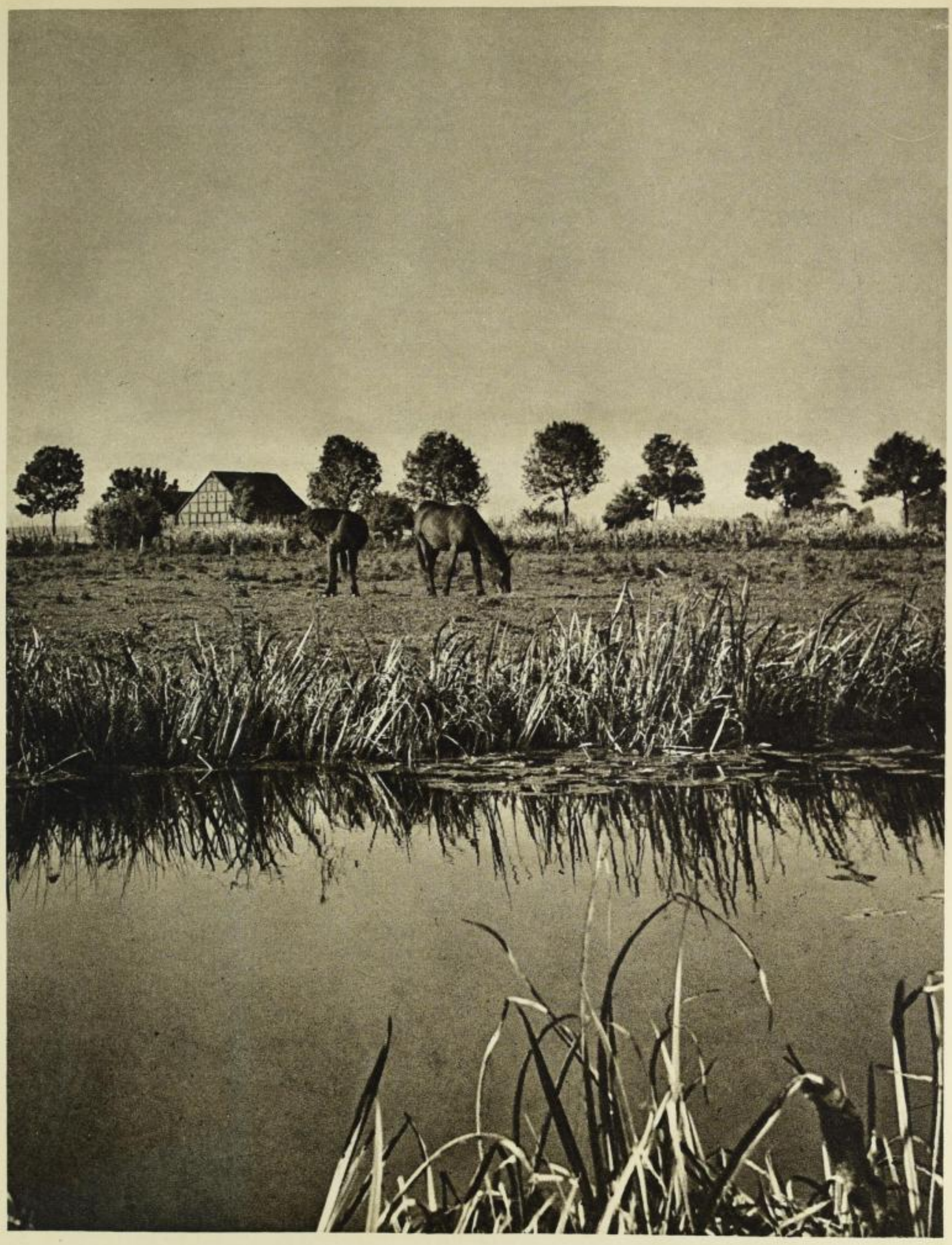
Sterngewölbe mit Backsteinrippen und ornamentalen Deckplatten im ehemaligen Winterrefektorium des Domkapitels („Paradiessaal", Ende des 14. Jahrh.)

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/111



Von Beruf ist er Honigkuchenbäcker (Kremmen)

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/112



Pferdeweide am Kremmer Moor

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/113

56 a?

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/114

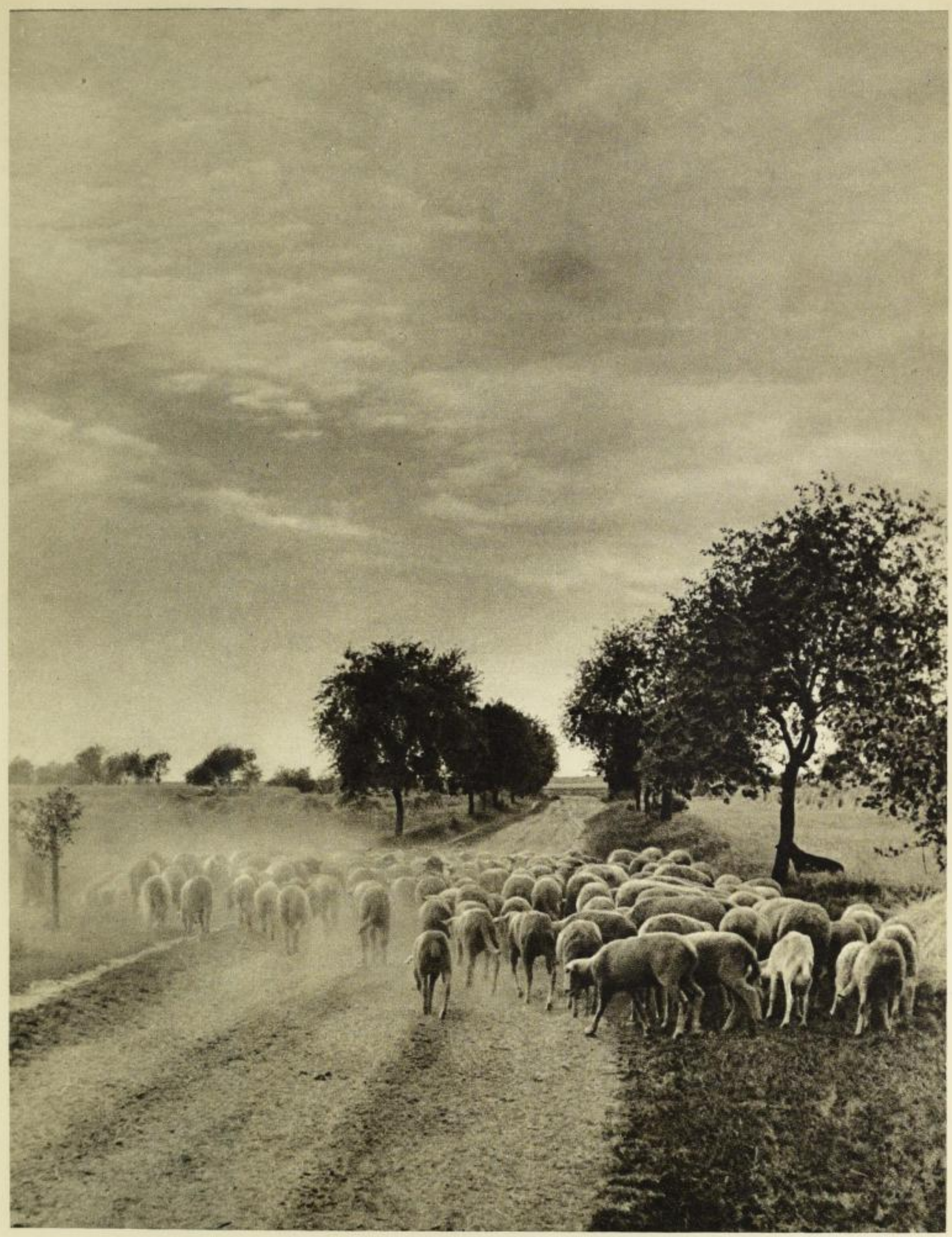
Erntesegen auf den Feldern von Wustermark

Luchland

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/115

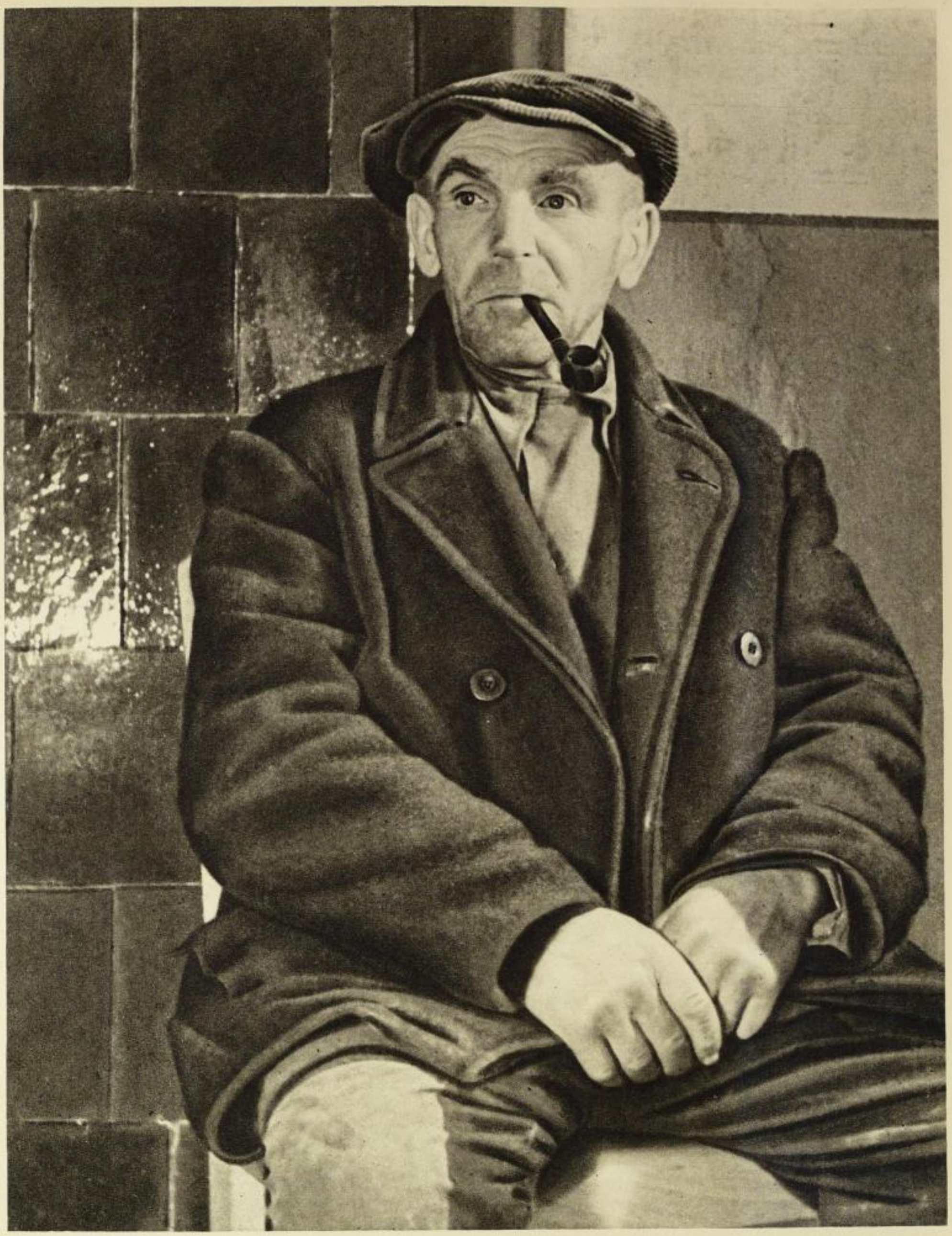
Heimkehr nach Dyrotz

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/116



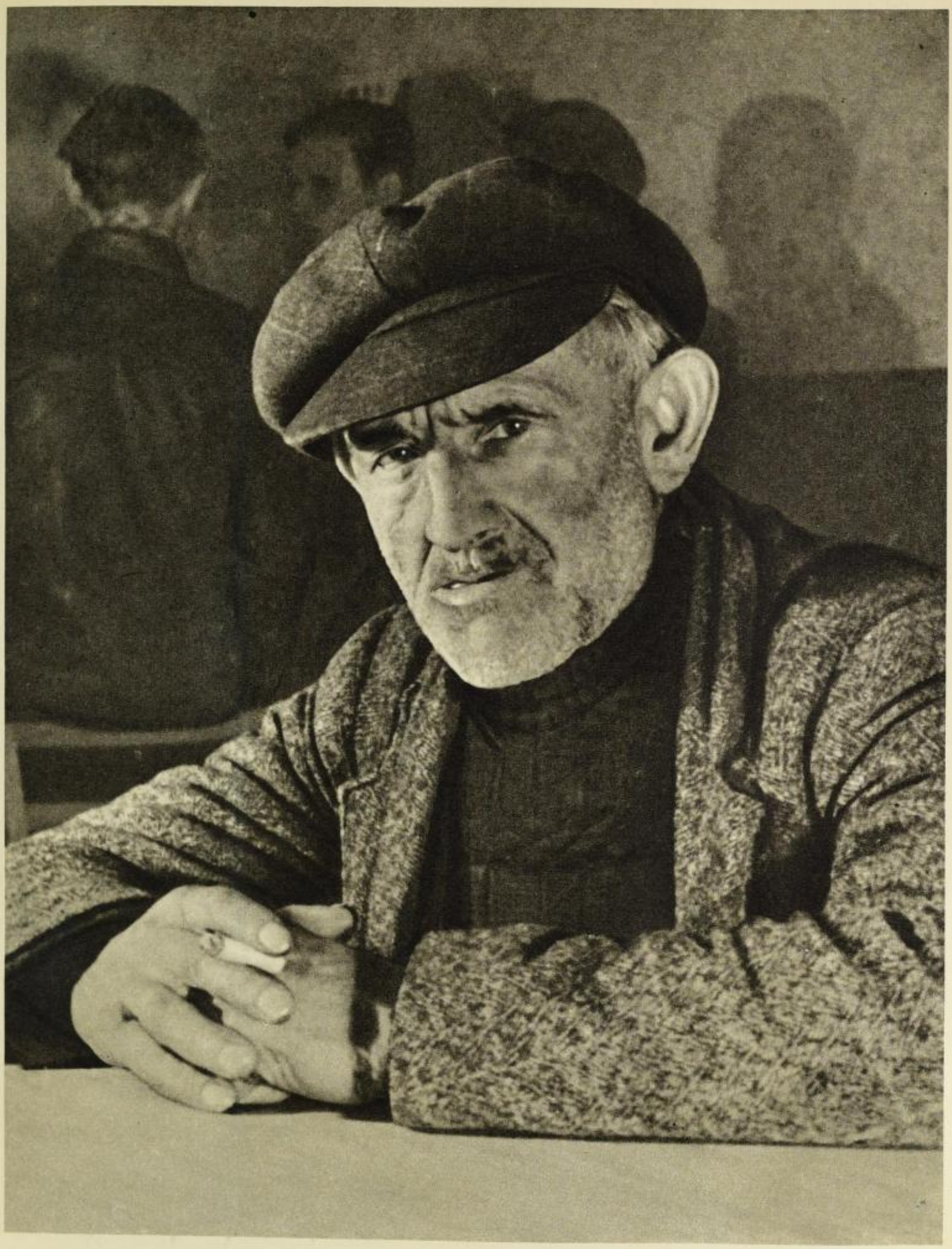
Schafherden sind selten geworden (Götzer Berge)

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/117



Der märkische Bauer: selbstbewußt . . .

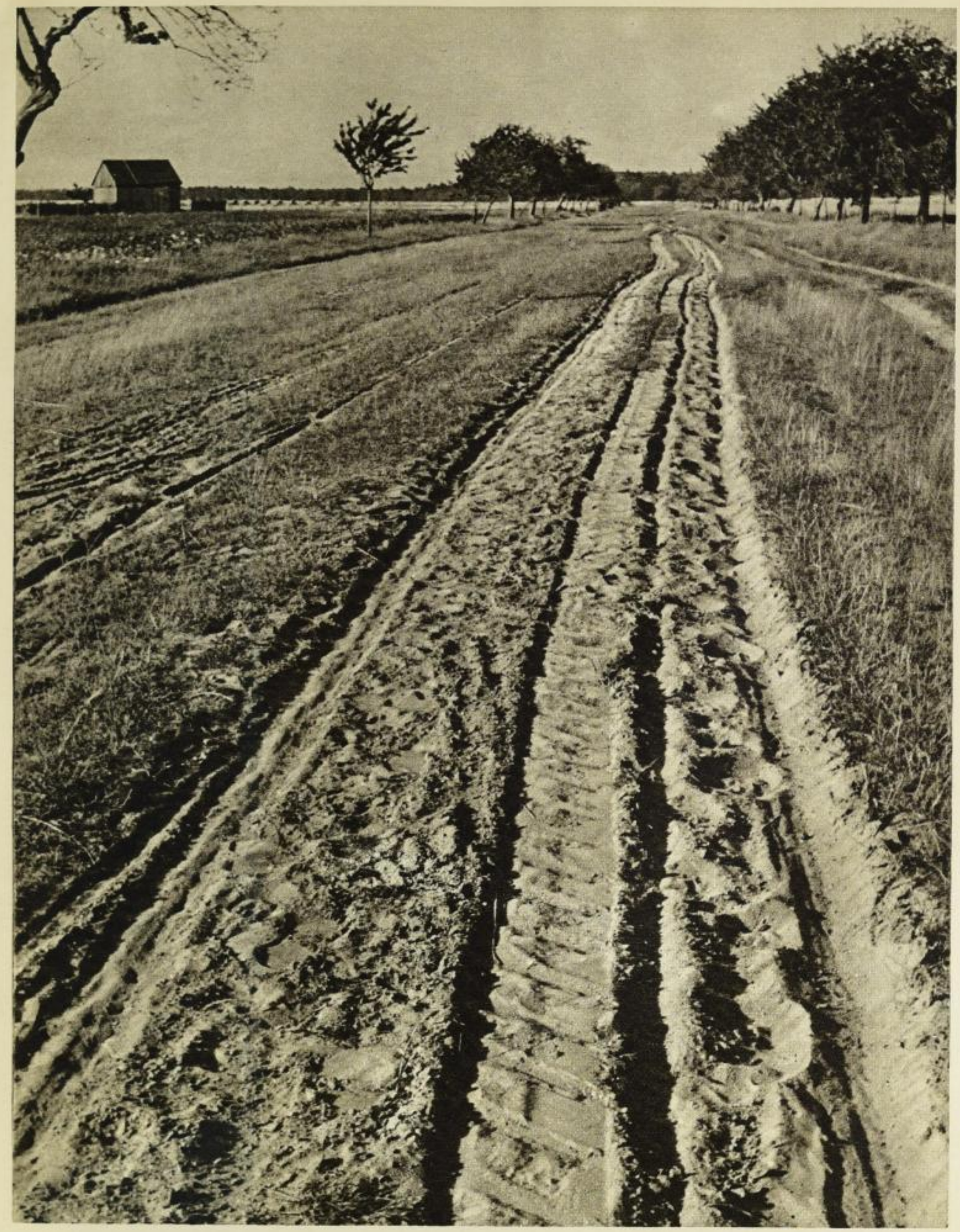
SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/118



. . . und aufmerksam bei der Produktionsbesprechung

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/119

Abend



Der Weg des Traktors

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/121

Pfad ins Golmer Luch

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/123

Blick in die Höhe

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/124

Auf dem Dammweg über den Wiesen

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/125

Und immer wieder: Sonne und Sand

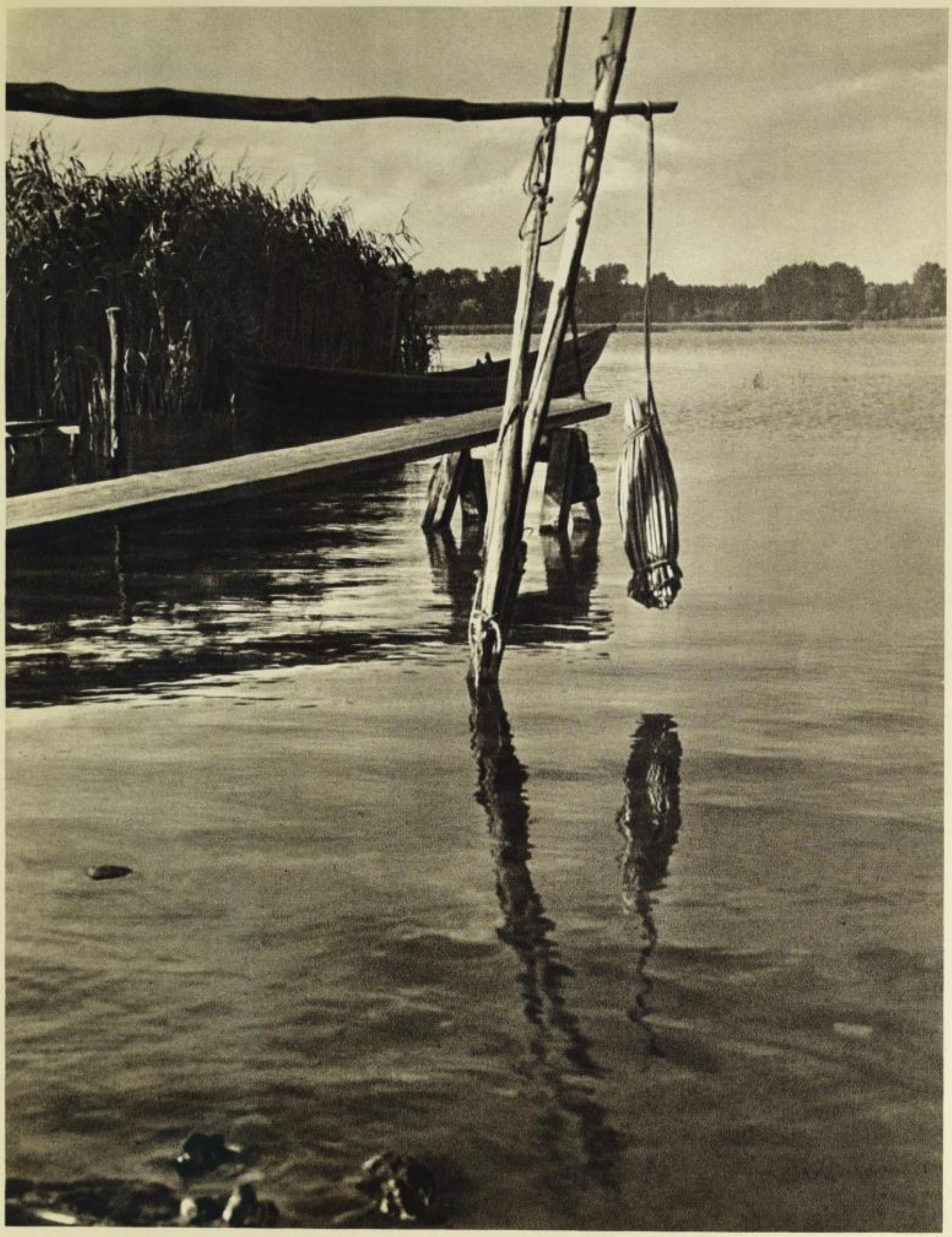
SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/126

Auf dem Schwielow

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/127

Das Inselstädtchen Werder ist untertags fast menschenleer

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/128



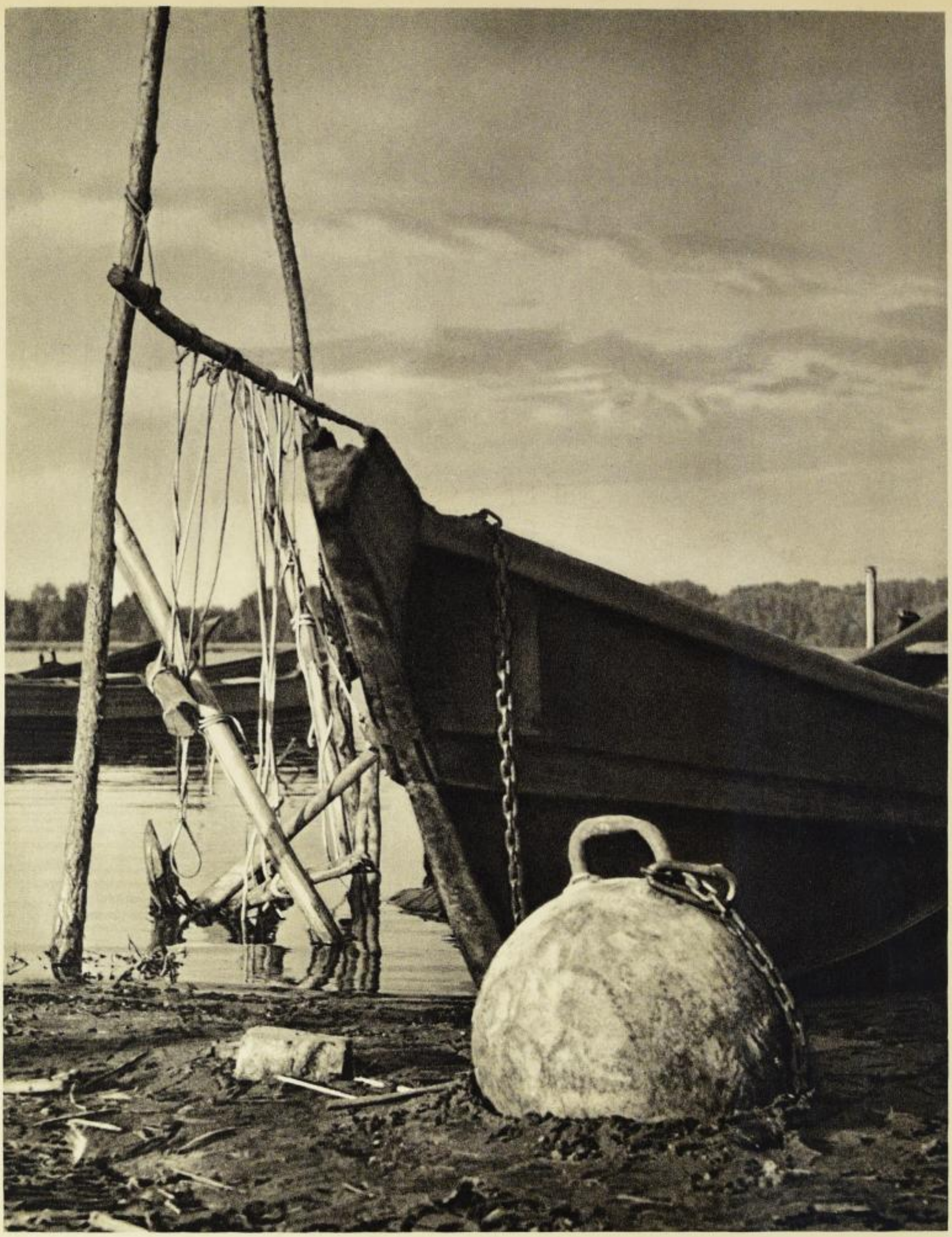
Die Schwimmpuppe. Am Fischersteg in Werder

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/129

„Kirsch" steht auf den Fässern. Beim Abfüllen des beliebten Werderschen Obstweins

Fischerkähne bei Werder

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/131



. . . vor „Anker"

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/132

Berlinerin

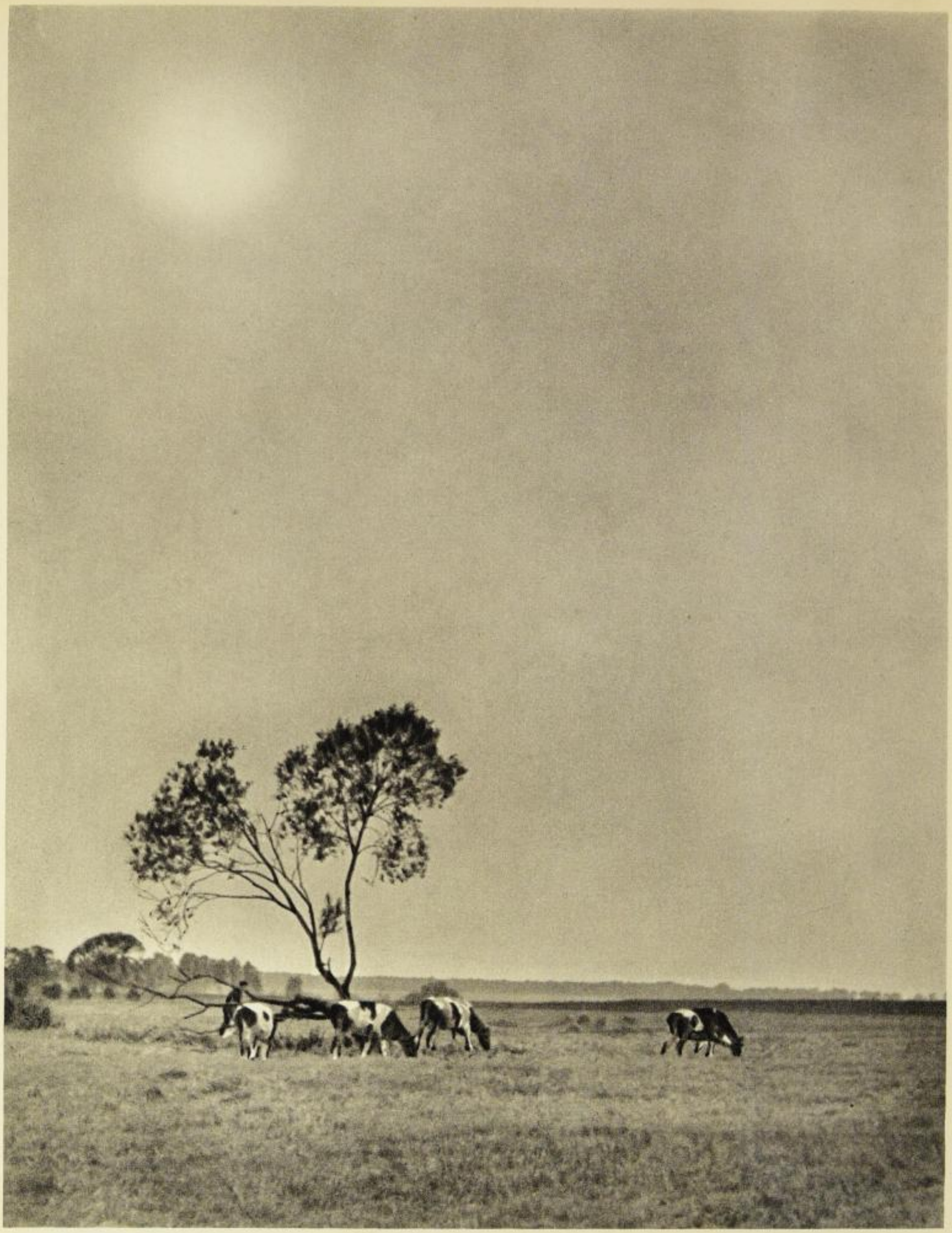
SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/133

Moorlöcher im Luch: Die Tierwelt . . .

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/134

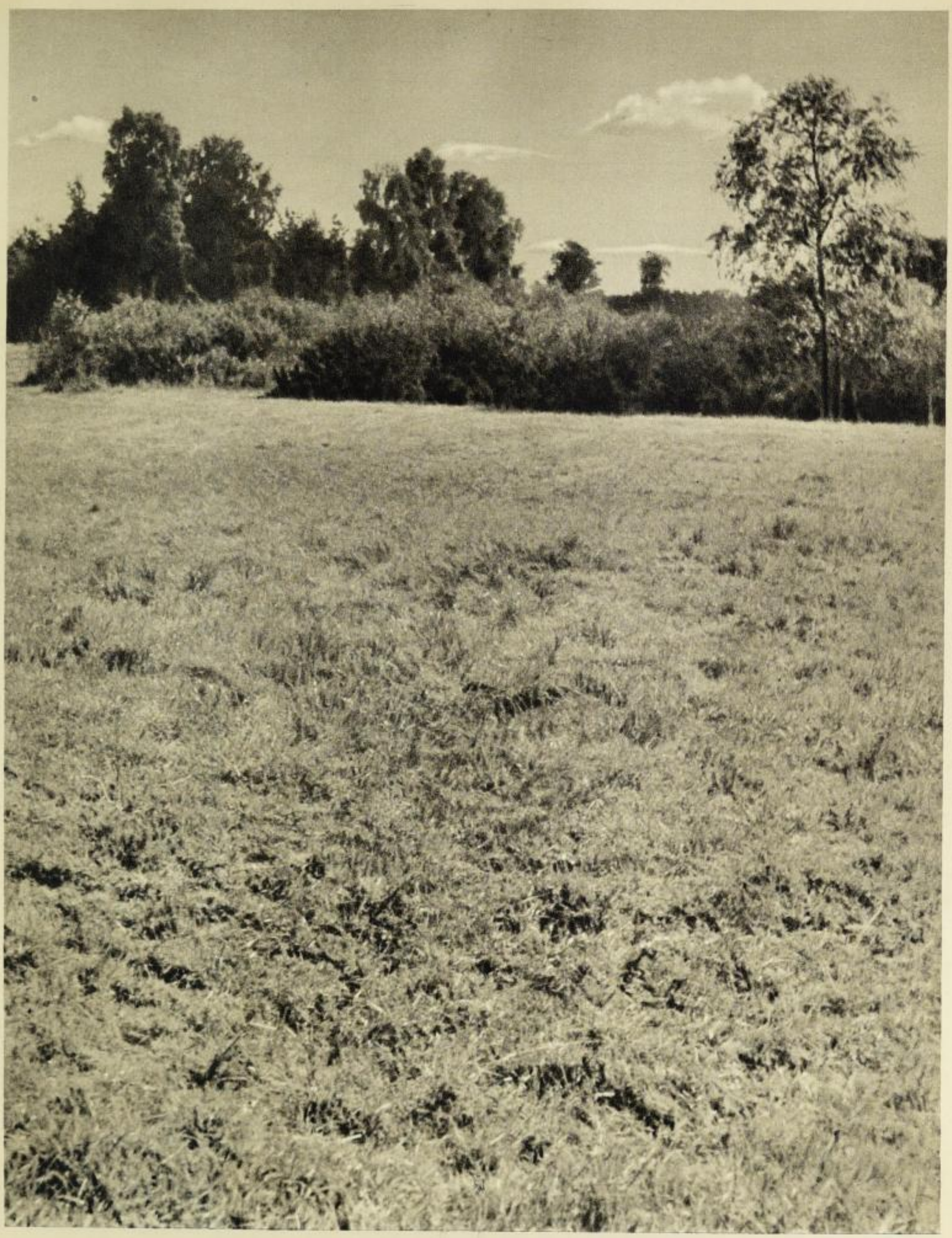
. . . die Pflanzenwelt und der Himmel

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/135



Im weiten Weideland. Vor dem Regen

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/136



Der „Busch"

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/137

Mühseliges Tagewerk an der alten Mühle bei Kremmen

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/138

Kremmen

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/139

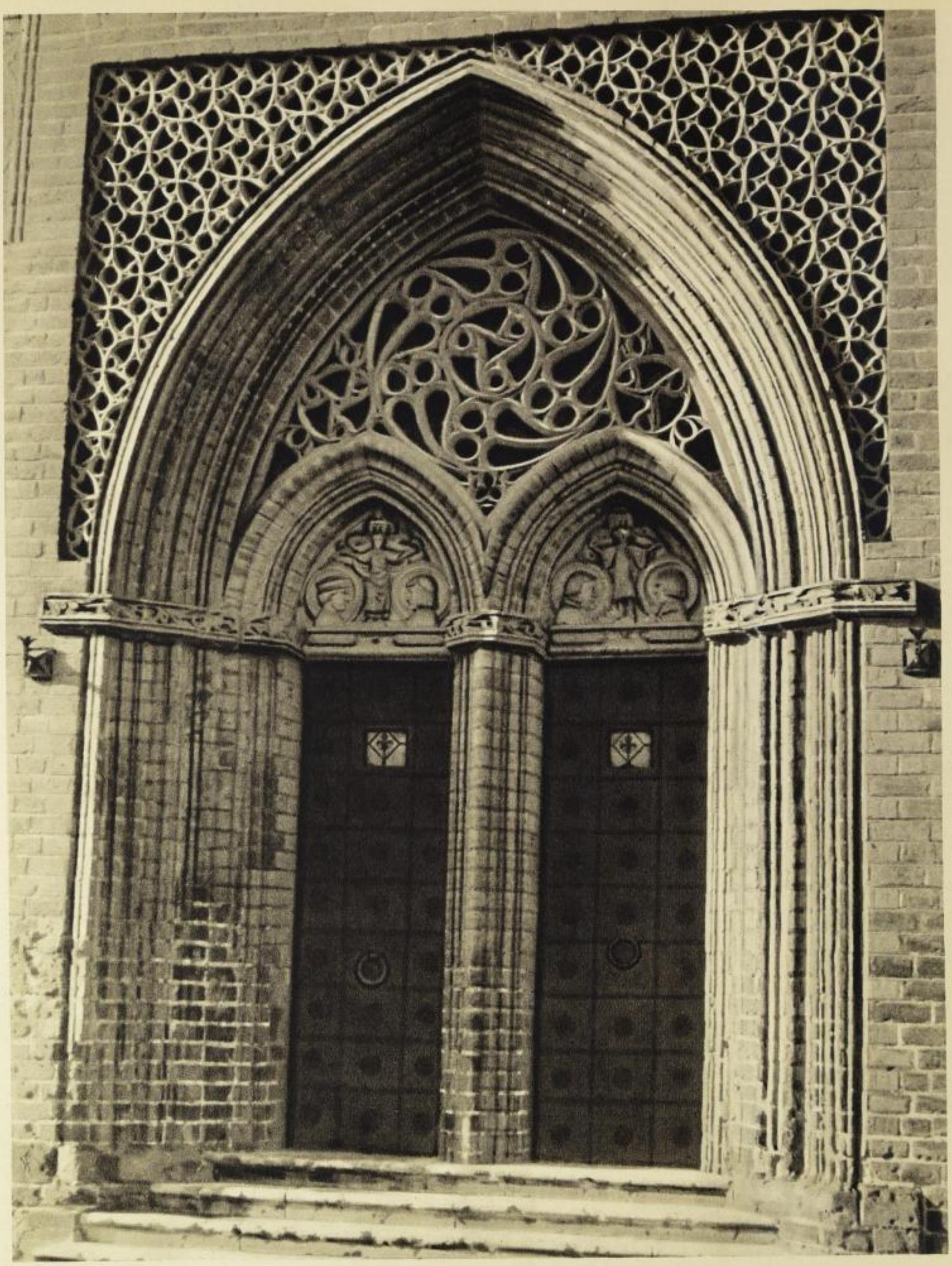
82 58

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/140

Am altstädtischen Rathaus steht jetzt der Roland von Brandenburg

Brandenburg an der Havel. Das Steintor

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/141



Hauptportal des Rathauses in der Schusterstraße

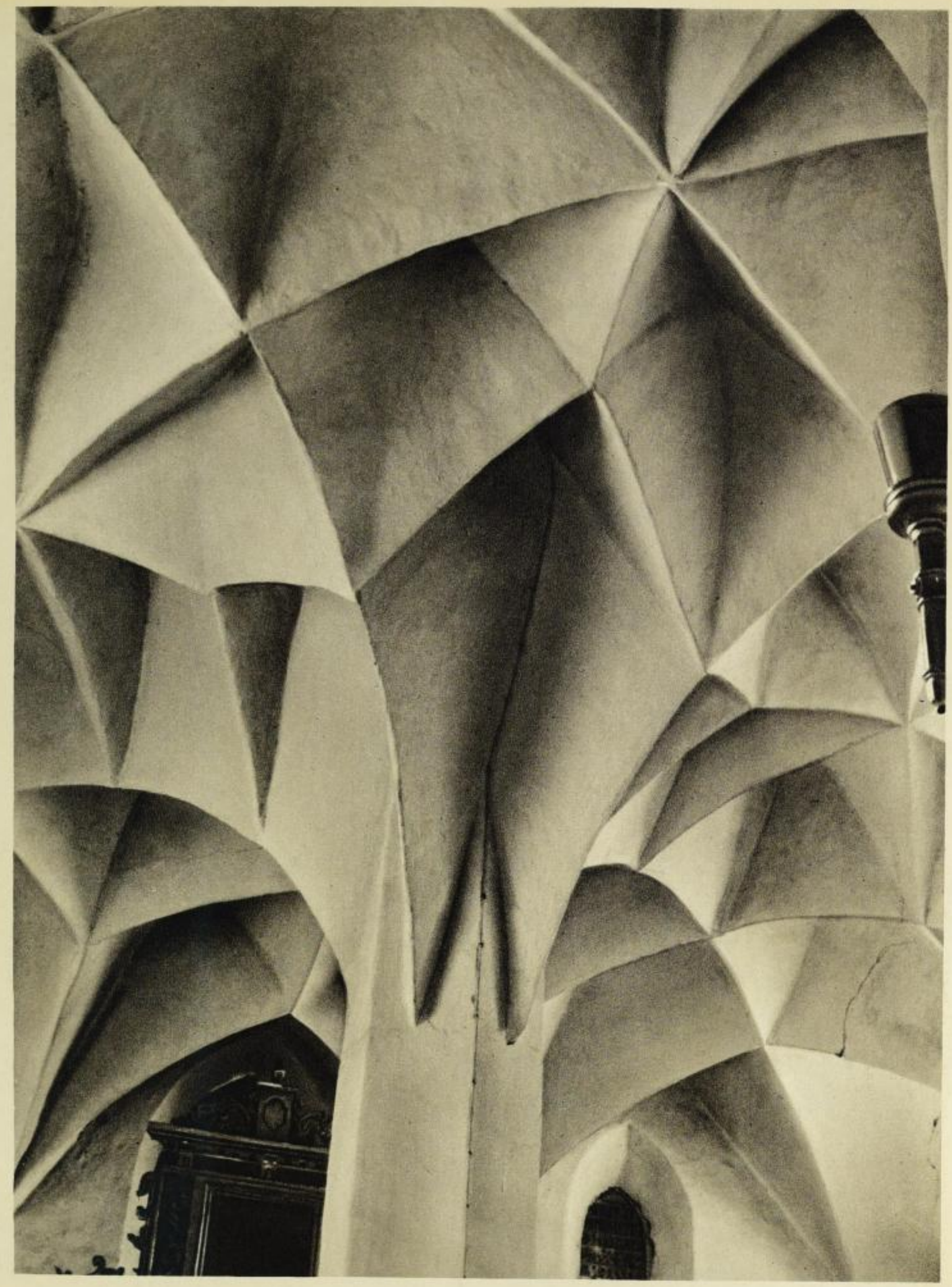
SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/142

Der „Godehardiwinkel", einer der ältesten Plätze Brandenburgs

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/143

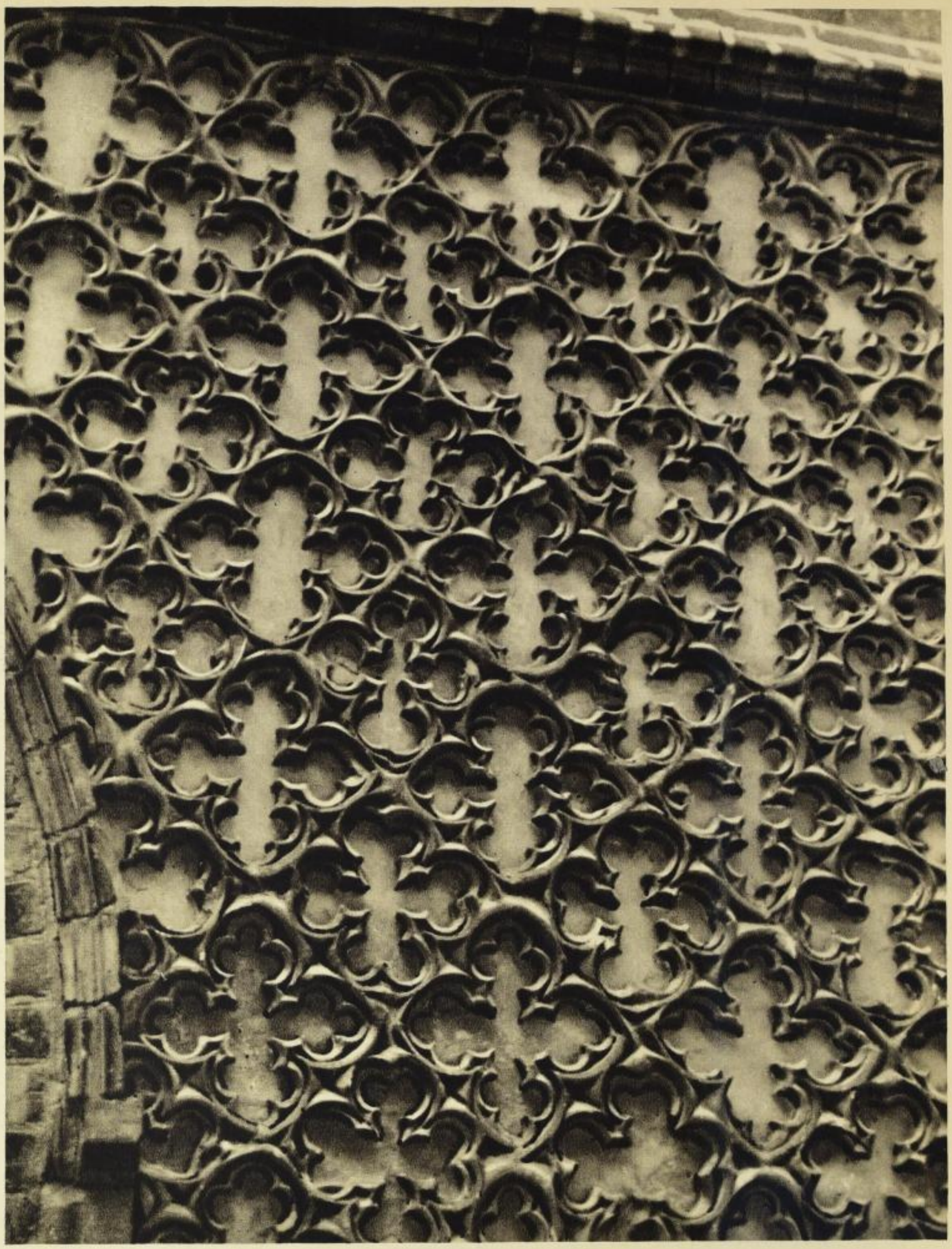
Brandenburg, St.-Gotthard-Kirche. Spätromanisches Taufbecken (13. Jahrh.)

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/144



Mehr originell als sinnvoll: Zellengewölbe in der Petrikirche (14. Jahrh.)

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/145



Formsteinschmuck an der Wand der reichgegliederten Nordkapelle der Katharinenkirche in Brandenburg

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/146

Katharinenkirche. Taufbecken aus Messingguß. Darstellung der Taufe Christi

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/147

Tierfiguren, meisterhafte Arbeiten des Erfurter Erzgießers Dietrich Molner, schmücken Sockel und Fuß des Taufbeckens

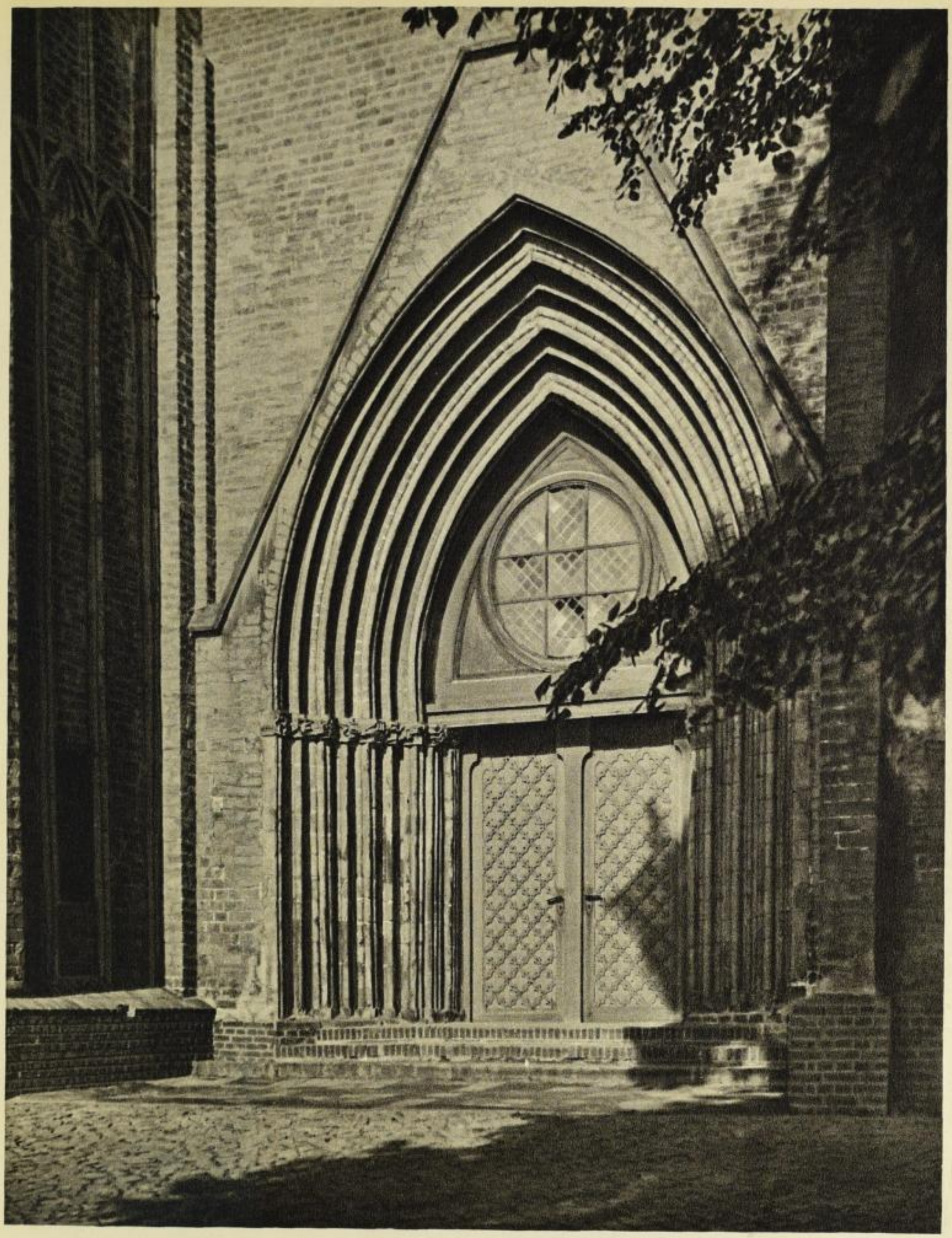
Der Drachenleib windet sich über den Fuß des Taufbeckens

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/148

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/149

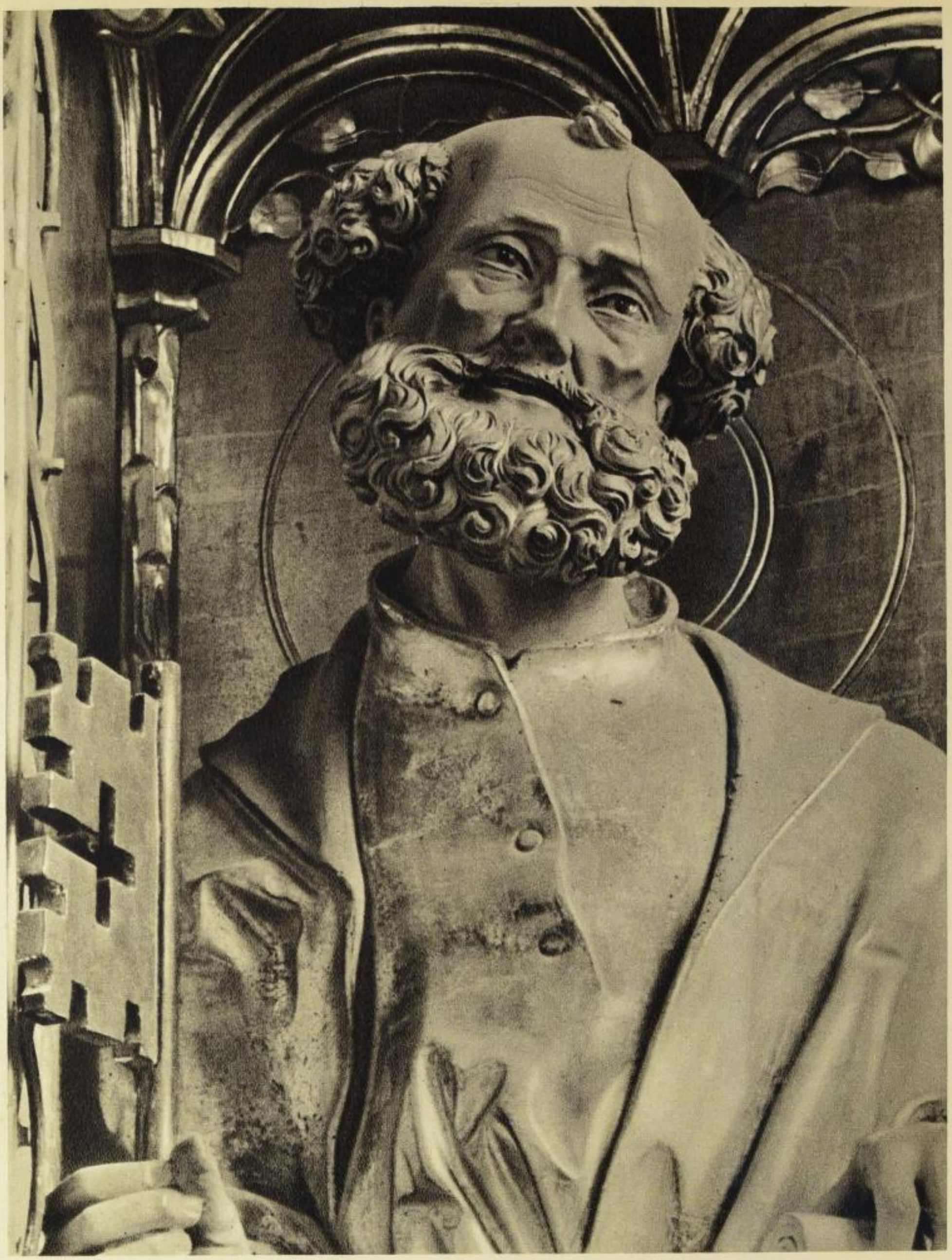
Leidensgeschichte der hl. Katharina am Hauptaltar von Gerhard Weger (1474)

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/150



Dom zu Brandenburg. Klare Linienführung am Westportal (um 1400)

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/151



Der spätgotische Hochaltar des Brandenburger Doms stammt aus dem Kloster Lehnin. Apostel Petrus

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/152

Gekrönte Maria des gleichen Altars. Die Bildwerke zeigen die deutsche Holzschnitzkunst in hoher Blüte (1518)

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/153

Phantastische Reiterfiguren als Schmuck eines spätromanischen Kapitells in der Krypta (Unterkirche des Brandenburger Doms)

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/154

In der Krypta

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/155

Der fröhliche Schachtmeister

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/156

. . . und bei der Arbeit: Straßenbau

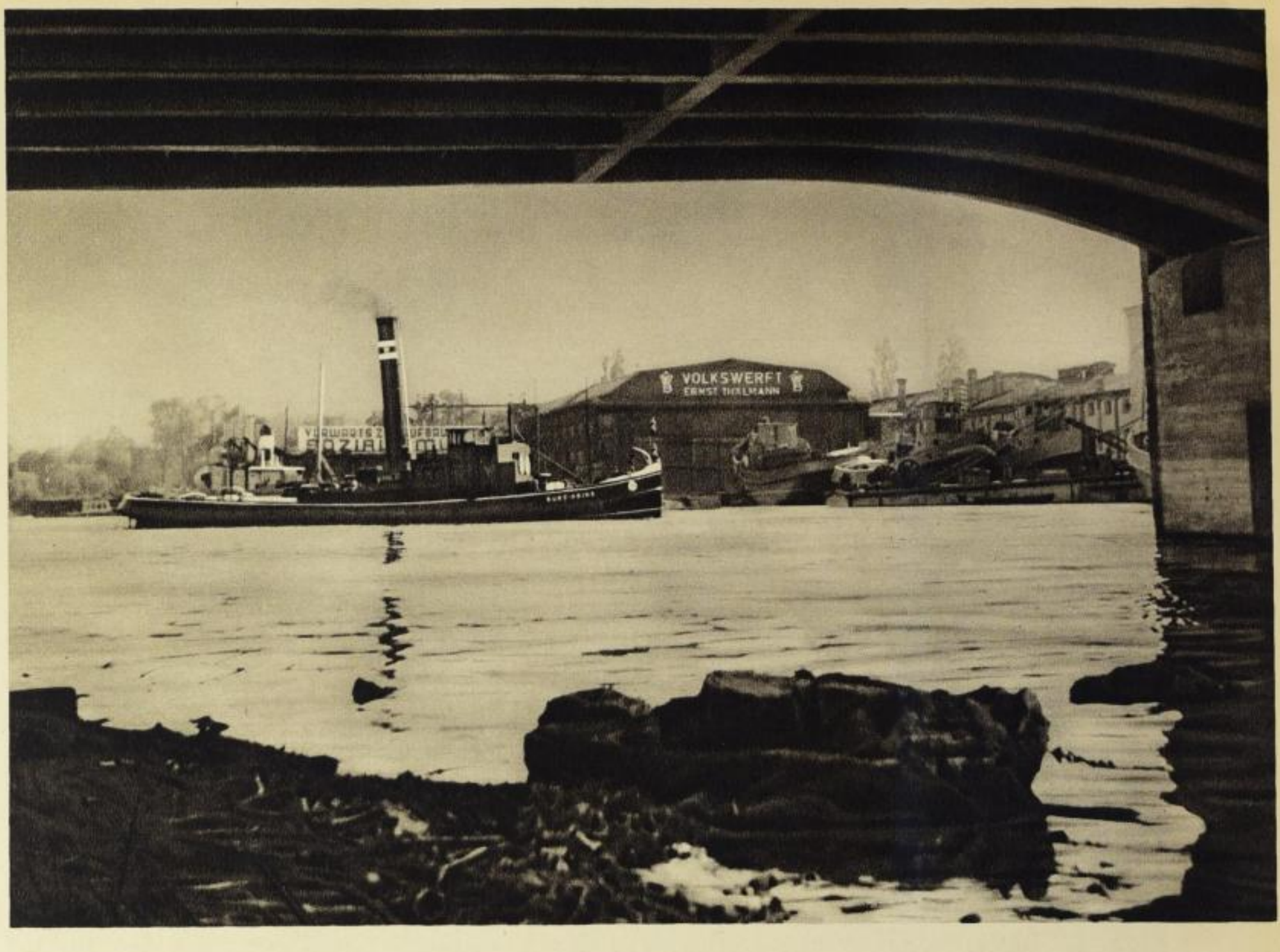
SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/157

„Steuermann" im Walzwerk

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/158

Das Havelwasser, für Brandenburg so unentbehrlich wie jemals

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/159



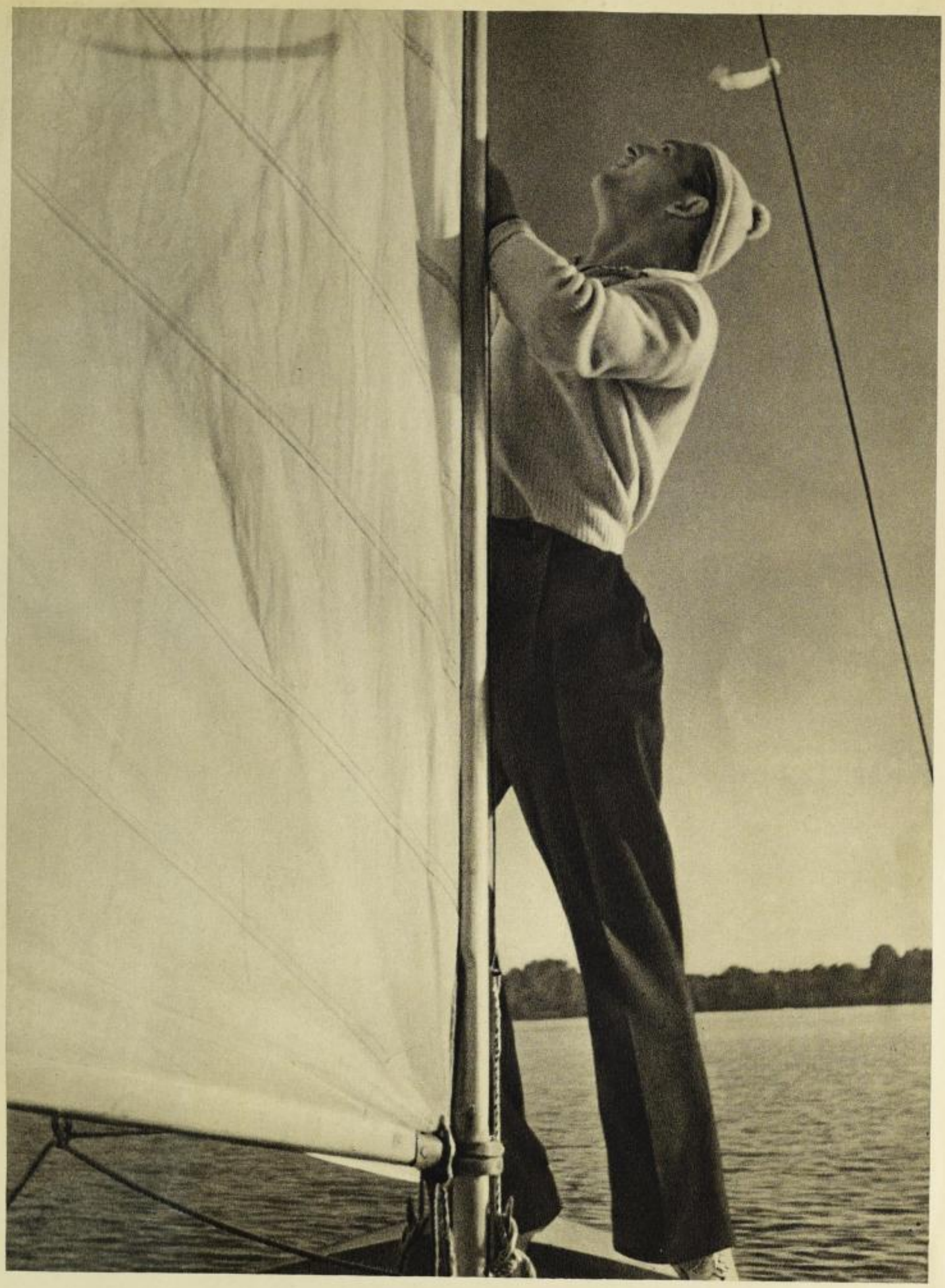
Unter der Havelbrücke. Blick auf die Volkswerft „Ernst Thälmann", Brandenburg

Ofenmänner. Ein aufmerksamer, abmessender Blick — und mit einem Ruck ist die schützende Brille wieder vor den Augen

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/160

Brigadeführer und erster Ofenmann im Augenblick höchster Spannung

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/162



Freischicht auf dem See

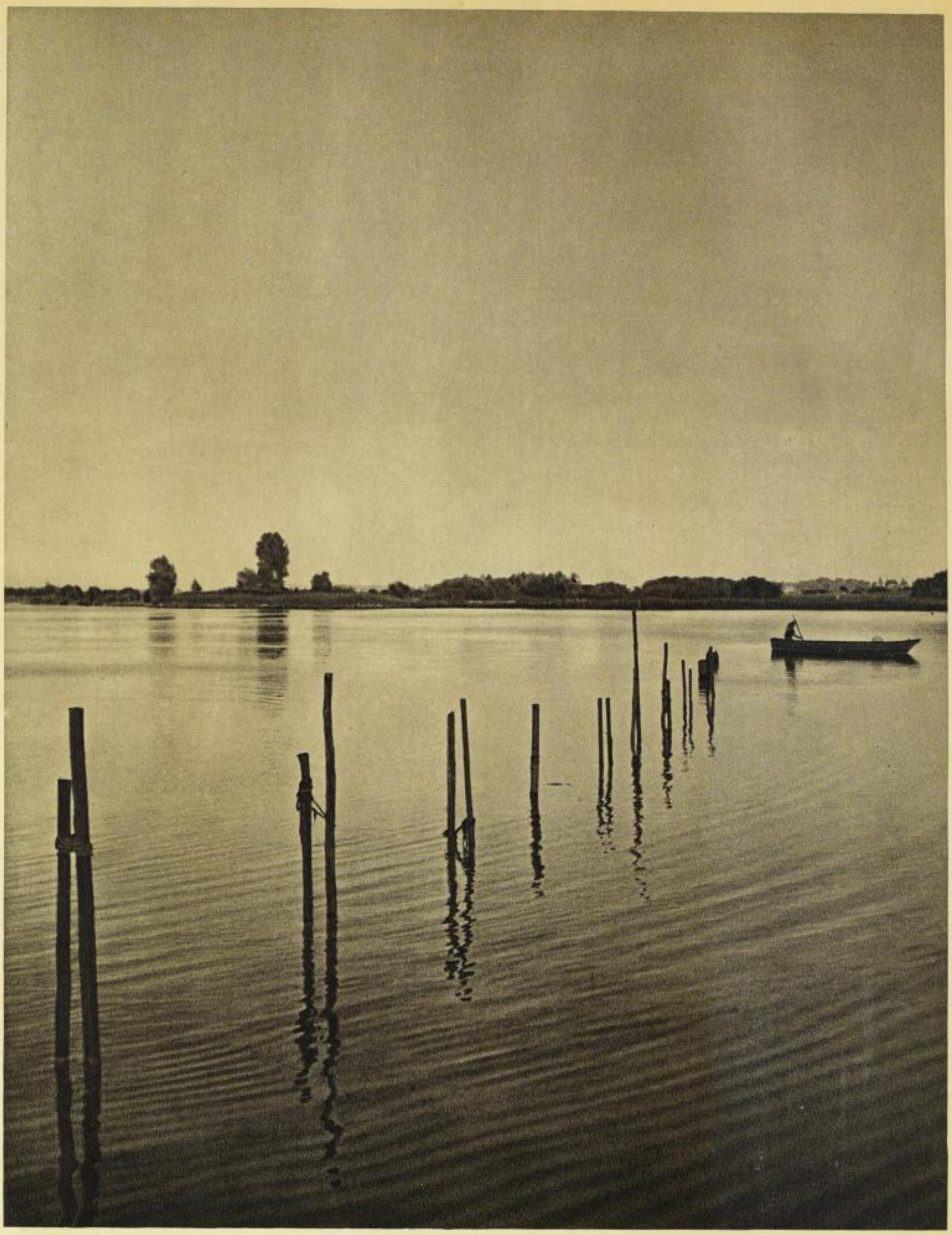
SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/163

Abendbrise 106

Segeln in der Betriebssportgemeinschaft

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/164

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/165



Still wird es über dem Wasser der Havel

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/167

11. 05. 76

11. Juli 1977

28. Sep. 1983
Schaale

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

06 XII 1983		
1 Nov 1994		

X

Geschenk von:	Preis:
AK–Hinw.	
Fach 1 Geographie Deutschlands Pf	
Bio K	Bild K
SWK Havel-Land (Heimatbücher) X	
Mag.–Std nr. 28. 8° 650 X	zu:
ABGHKL Sonder–Aufst.	Ausl.–V. /

III/9/'65 7521

Entsäuerung
16. März 2006

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494643609/169